

A man with short dark hair and a goatee, wearing a dark suit, white shirt, and patterned tie, is shown from the chest up. He is looking off to the right. The background is a vibrant, abstract painting with splatters of blue, green, yellow, and purple. The overall mood is artistic and sophisticated.

BREAKING THE RULES III

Vertrauen
in seinem
Blick

E.M. LINDSEY





CURSED

Deutsche Erstausgabe (PDF) Dezember 2023

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2021 by Elaine Lindsey

Titel der Originalausgabe:

»Forsaken«

Published by Arrangement with Elaine Lindsey

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2023 by Cursed Verlag

Inh. Julia Schwenk

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile,
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung des Verlages.

Bildrechte Umschlagillustration

vermittelt durch Shutterstock LLC; iStock; AdobeStock

Satz & Layout: Cursed Verlag

Covergestaltung: Hannelore Nistor

Druckerei: Amazon KDP

Lektorat: Annika Bührmann

ISBN-13 (Print): 978-3-95823-441-3

Besuchen Sie uns im Internet:

www.cursed-verlag.de

E.M. LINDSEY

BREAKING THE RULES III

Vertrauen
in seinem
Blick

Aus dem Englischen
von Debora Exner

Vorwort

Meine Abenteuer in Fairfield, Colorado neigen sich dem Ende zu und ich muss feststellen, dass der Abschied bittersüß ist. Ich möchte weiterziehen, neue Ideen und neue Welten erkunden, aber die Männer aus *Irons and Works* und *Breaking the Rules* haben mich jetzt schon so lange begleitet, dass mir das Loslassen schwerfällt.

Besonders dieses Buch hat es mir erlaubt, Teile von mir selbst zu erforschen und einigen meiner Sensitivity-Reader:innen eine Stimme zu geben, die sich danach gesehnt haben, sich in mehr Buchfiguren wiederzufinden. Und es war mir eine Freude, ihnen das zu ermöglichen. Diese Geschichte zu schreiben, die von tiefer Trauer und Verlust handelt, war nicht leicht für mich, aber durch den Prozess konnte ich einiges verarbeiten. Und mir ist bewusst, dass dieses Thema in unseren heutigen Zeiten nicht leicht zu verdauen ist, aber ich hoffe, dass ihr Happy End so schön ist, dass die Reise sich lohnt.

Ich möchte die Gelegenheit nutzen, um mich bei meiner Sensitivity-Readerin zu bedanken, die mich bei Arlo unterstützt hat. Sie hat nicht das Gleiche erlebt wie er, doch ihre Erfahrungen waren ähnlich, und ich habe den Eindruck, dass ihre Hilfe ihm Leben eingehaucht hat, wie ich es allein niemals geschafft hätte.

Ich wünsche allen viel Spaß mit dieser Geschichte.

Alles Liebe
E.M. Lindsey

Kapitel 1

Er träumte oft davon – von der Explosion, dem Schmerz, den Schreien. Dem Mann neben ihm, von dem nur noch... Teile übrig waren. Dem Mann auf der anderen Seite der Straße, der seinen Namen in abgehackten Silben schrie, die sich irgendwie zu »*Sergeant Bethel!*« zusammenfügten, aber damals war es einfach nur Krach gewesen. Es war laut und er hatte Schmerzen. Er lag auf dem Bauch an der Straßenseite und vor ihm stand ein Stiefel. Erst Wochen später, als er aus dem künstlichen Koma erwachte, in das er wegen der Blutvergiftung versetzt worden war, wurde ihm klar, dass es *sein* Stiefel gewesen war. Und in diesem Stiefel hatte sich der Rest seines Fußes befunden.

»Sie hatten verdammt viel Glück«, sagte einer der angehenden Mediziner, als an jenem Morgen die Verbände gewechselt wurden.

Elliot hatte noch nicht viel reden können. Sein Hals war dank des Beatmungsschlauchs, durch den eine Maschine Luft in seine Lunge gepumpt hatte, noch wund, und er wusste auch gar nicht, was zum Teufel er hätte sagen sollen. Wie erklärte man jemandem, dass man das Wort *Glück* nicht mal im Traum mit sich selbst in Verbindung bringen würde, nachdem man ein halbes Dutzend Männer hatte sterben sehen? Er würde ohne den Fuß klarkommen – und er hätte auch seine restlichen Gliedmaßen geopfert, wenn seine Männer dann aus eigener Kraft hätten nach Hause laufen können, statt in Särgen und Urnen zurückzukommen.

Das gehörte zum Job. Er hatte gewusst, worauf er sich einließ, als er sich verpflichtet hatte, aber...

Zum Teufel. *Tod und Teufel* hatte sein Pflegevater gern gesagt, wenn ihm alles über den Kopf wuchs.

Er kehrte in eine leere Wohnung zurück – auf Krücken, weil noch mindestens vier weitere Operationen und eine Menge Behandlungen anstanden, bevor eine Prothese angepasst werden konnte. Das

Leben eines Zivilisten war ihm fremd. Das Bett war zu weich. Er schlief auf dem Boden, bis seine Ärztin ihn ermahnte, dass er seinem Körper damit keinen Gefallen tat. Also verschrieb ihm sein Therapeut ein paar Tabletten gegen die Schlafstörungen und ein paar Pillen für die Momente, in denen die Wände auf ihn zukamen, und noch ein paar andere Tabletten für die Momente, in denen er die Fehlzündung eines Autos mit feindlichem Beschuss verwechselte.

»Sie müssen etwas aus Ihrem Leben machen, Junge«, sagte sein Vorgesetzter bei ihrem abschließenden Gespräch. »Sie müssen akzeptieren, dass es weitergeht.«

Elliot hatte sich nie viele Gedanken über sich selbst gemacht – über seine eigenen Interessen. Es hatte so ausgesehen, als würde die Army sein einziger Lebensinhalt sein, doch eine Sprengfalle am Straßenrand hatte ihm nach nicht mal einem Jahrzehnt einen Strich durch die Rechnung gemacht. Das Ergebnis eines Tests zur Berufswahl hatte ihn auf Veterinärmedizin gebracht. Er hatte die Idee zunächst als lächerlich abgetan, doch dann ergab es plötzlich Sinn, denn er hätte kaum mit Menschen zu tun. Wenig Kontakt zu Menschen, aber trotzdem die Möglichkeit, Lebewesen zu helfen – sie zu retten und sich um sie zu kümmern. Und wahrscheinlich hatte der Job auch seine Schattenseiten, aber es war immerhin besser, als die Wände seiner Wohnung anzustarren.

Er war ein sechszwanzigjähriges Wrack, das kaum mehr als einen Nachnamen und die Zusage für einen Studienplatz an einer tierärztlichen Hochschule besaß, aber das war zumindest etwas. Er änderte seine Meinung nach dem ersten Semester nicht und auch nicht nach dem zweiten. Er war gut, wurde schnell Klassenbeste und hatte das Gefühl, dass es plötzlich eine echte Zukunft für ihn gab, wo er vorher keine gesehen hatte.

Dann, sieben Tage nach seinem siebenundzwanzigsten Geburtstag, kam der Anruf. Eine Nummer, die er nicht kannte. Er hasste das.

Direkt nach seiner Rückkehr hatte es ihn beinahe überfordert, ans Telefon zu gehen. Das Klingeln war schrill und durchdringend und er hatte keine Ahnung, wer am anderen Ende der Leitung

sein würde. Alles fühlte sich noch immer nach einer Bedrohung an. Er hatte seinem Pflegevater bei einem ihrer wöchentlichen Telefonate davon erzählt und drei Tage später hatte er ein Päckchen erhalten. Es war über und über von Bobbys unleserlicher Handschrift bedeckt, als wollte er damit verhindern, dass Elliot Angst vor dem Inhalt bekam. Es war ein Gerät zur Anruferkennung und das änderte alles.

»Mr. Bethel?«

Es war die Stimme eines Mannes und er gehörte definitiv nicht zum Militär, denn trotz seiner Entlassung aus dem Dienst sprachen die Angestellten vom Ministerium für Veteranenangelegenheiten Elliot immer noch mit seinem Dienstgrad an. Der Mann am Telefon klang in etwa so müde, wie Elliot sich die meiste Zeit fühlte, und sprach bedeutend förmlicher als jemand, den er schon mal getroffen hatte.

»In der Tat. Was kann ich für Sie tun?«

In diesem Monat hatte er sich im Rahmen seiner Therapie dem Thema soziale Interaktion und höfliche Umgangsformen gewidmet, weil er Probleme damit hatte, seinen Tonfall zu mäßigen. Und das würde ihm keinen Gefallen tun, wenn er seine eigene Praxis eröffnete. Vor ein paar Wochen hatte er als Erstes gefragt: »Warum halten mich bloß alle für ein Arschloch?« und in der Antwort hatte ein Lachen mitgeschwungen: »Weil Sie wie eins klingen, wenn Sie sich mit Fremden unterhalten.«

»Mr. Bethel, mein Name ist Aaron Matthews, ich bin Mitarbeiter beim Jugendamt und kontaktiere Sie im Namen Ihres verstorbenen Vaters. Entschuldigen Sie, dass ich mich nicht schon früher bei Ihnen gemeldet habe, aber es war recht umständlich, Sie ausfindig zu machen.«

Für den Bruchteil einer Sekunde wurde er von heftiger, alles überlagernder Panik erfasst, weil er dachte, der Mann würde von Bobby reden. Bobby, der sich die Adoption nie hatte leisten können, ihn aber trotzdem behandelt hatte wie einen eigenen Sohn.

Der Mann, der sich von Elliots schwieriger Kindheit und problematischer Jugend, während der er unablässig seine Grenzen ausgetestet hatte, nicht abhalten ließ, Elliot so zu lieben, wie es jedes Kind verdient hatte.

Bobby hatte seine Frau sechs Monate nach Elliots letztem Einsatz verloren. Bobby und Claire hatten sich damals gemeinsam entschlossen, ein Pflegekind aufzunehmen, und bei seiner Erziehung wirklich alles gegeben. Sie hatten sich an eine Agentur gewandt, die Problemkinder vermittelte – Kinder wie Elliot, einen Achtjährigen, der zu diesem Zeitpunkt durch die erlebte Vernachlässigung vollkommen aus der Bahn geworfen war. Der von allem, was er bisher gekannt hatte, weggerissen worden war, auch wenn die vertraute Umgebung ihn allmählich kaputtgemacht hatte. Nach Claires Tod war Bobby alles, was Elliot an Familie noch blieb, und die in ihm auffallende Panik war echt.

»Was wollen Sie, ähm... Was...?« Elliot räusperte sich und bemühte sich, ruhig zu bleiben. »Mein Vater?«

»Ja, Sir. Mr. John Bethel?«

Elliot hatte den Namen seines Vaters schon lange nicht mehr gehört. Er erinnerte sich nicht wirklich an den Mann – eine unvertraute Gestalt, die während seiner frühen prägenden Jahre immer mal wieder flüchtig in der beschissenen Wohnung seiner Mutter vorbeigeschaut hatte. Als Elliot vier war, hatte sich der Kerl aus dem Staub gemacht. Elliot wusste, dass das Jugendamt versucht hatte, ihn zu kontaktieren, als es seiner Mutter das Sorgerecht entzogen hatte. Aber welche Antworten sie sich auch von John erhofft hatten, keine davon hatte ein Hilfsangebot beinhaltet.

Also war Elliot in Pflege gegeben worden und dort auch geblieben, war von Familie zu Familie und von einem Therapeuten zum nächsten weitergereicht worden, bis Bobby und Claire in sein Leben getreten waren.

John Bethel also? Scheiß auf John Bethel.

»Was ist mit ihm?«

»Ich bedauere, Ihnen mitteilen zu müssen, dass John Bethel verstorben ist«, sagte der Mann.

Elliot räusperte sich erneut. Die einzigen Worte, die ihm in den Sinn kamen, waren *Den wird niemand vermissen*, aber das wäre nicht gerade hilfreich. »Tut mir leid, das zu hören. Leider kannte ich ihn nicht wirklich, also...«

»Das ist nur eine Formalität, da das Kind vor dem Tod seines Vaters nicht in Ihre Obhut gegeben wurde, aber...«

Elliot klingelten die Ohren. »Moment... was? Welches Kind?«

»Mr. Bethels jüngster Sohn. Wesley Bethel?« Matthews räusperte sich und klang irgendwie ratlos und verwirrt. »Ihr jüngerer Bruder...«

»Warten Sie«, stieß Elliot atemlos hervor. Ihm war ein bisschen schwindelig und er trat einen Schritt zurück. »Ich wusste nichts von ihm.«

»Das...«, setzte Matthews an und hielt dann kurz inne. »Das erklärt einiges.«

»Können wir noch mal von vorne anfangen?«, bat Elliot. Er tastete hinter sich nach einer Sitzgelegenheit und ließ sich dann auf ein weiches Polster sinken, was den Schwindel aber nicht besonders linderte. Er war nicht wirklich in der Verfassung, all das zu hören – und mit all dem umzugehen, aber wenn John Bethel ein weiteres Kind in die Welt gesetzt hatte, das jetzt seinem Schicksal überlassen war... »Wann genau ist er gestorben?«

»Vor sechs Monaten«, antwortete Matthews. »Seine Lebensversicherung hat die Kosten der Beerdigung gedeckt und in seinem Testament war kein Erbe vorgesehen, also...«

»Das überrascht mich gar nicht«, murmelte Elliot.

»Wesley wird bald sechzehn, aber leider hat sich seine Situation... verändert.« Jetzt klang Matthews angespannt und zögerlich.

»Würden Sie das näher ausführen?« Elliot war sich bewusst, dass seine Stimme einen scharfen Befehlston angenommen hatte, aber seine Gedanken wirbelten durcheinander und er brauchte Antworten. Er musste die Situation und alle möglichen Entwicklungen einschätzen können. Besonders wenn ein Kind betroffen war. *Ein Bruder*, warf sein Gehirn wenig hilfreich ein.

»Wesley war in der gleichen Pflegefamilie, seit er vier ist, aber in letzter Zeit hatten sie persönliche Probleme und haben beschlossen, dass es das Beste wäre, wenn Wesley entweder in einer Wohngruppe oder bei einer anderen Familie unterkommt...«

»Moment mal«, blaffte Elliot. »Sie sagen mir, er ist dort, seit er vier war? Vier? Und jetzt wollen sie ihn bei einer Wohngruppe abladen, weil es kompliziert geworden ist?« Seine Stimme wurde lauter und Wut kochte in ihm hoch, aber er konnte sich einfach nicht am Riemen reißen.

»Tut mir leid, Mr. Bethel, aber...«

»Wo ist er jetzt?«, wollte Elliot wissen.

»Zu Hause«, sagte Matthews seufzend. »Und packt seine Sachen.«

»Um Himmels willen. Okay, ich... Rufen Sie deshalb an? Um mich zu fragen, ob ich bereit bin, ihn bei mir aufzunehmen?« Elliot kannte die Antwort auf diese Frage bereits – weil er auch mal ein Pflegekind gewesen war. Er war eins dieser Kinder gewesen, das eine ganze Weile herumgereicht worden war, bevor er bei Bobby und Claire endlich angekommen war. Aber er war auch nicht zusammen mit dem Müll rausgeworfen worden, als es *kompliziert* geworden war.

»Uns ist klar, dass das keine leichte Entscheidung ist, aber...«

»Doch. Er kommt zu mir«, unterbrach Elliot ihn.

»So einfach ist das nicht«, widersprach Matthews. »Wesley hat einige ungewöhnliche medizinische Beeinträchtigungen, die wir besprechen müssen, und dieser Umstand war einer der entscheidenden Faktoren bei der Auflösung der Pflegevereinbarung. Er ist jetzt schon sehr lange im System, Mr. Bethel.«

»Das war ich auch«, entgegnete Elliot düster. »Ich war im System, dann bin ich zum Militär gegangen und jetzt studiere ich Veterinärmedizin, aber ich bin trotzdem bereit, all das für dieses Kind zurückzustellen. Zum Teufel, John... du verfickefter Scheißkerl.«

Es folgte eine aufgeladene Stille, dann räusperte sich Matthews. »Zunächst brauchen wir Sie hier vor Ort. Wir müssen einige Dinge klären, bevor wir Wesley in Ihre Obhut geben können. Und wir müssen uns vergewissern, dass Sie bereit sind, die auftretenden gesundheitlichen Probleme anzugehen.«

»Das bin ich«, antwortete Elliot sofort. Scheiße, er musste sich sowieso schon mit seinen eigenen auseinandersetzen – PTBS, ein fehlender Fuß, unkontrollierbare Angstzustände. Was machte da schon ein weiteres Wrack unter seinem Dach? Er ließ den Blick durch seine kleine Wohnung schweifen und wusste sofort, dass sich etwas ändern musste.

»Möchten Sie überhaupt wissen, worum es geht?«, hakte Matthews nach.

»Ich bin Veteran«, erwiderte Elliot. »Ich bezweifle stark, dass Sie mir irgendetwas entgegenwerfen können, das mich in die Flucht schlägt.«

Nach einer kurzen Pause seufzte Matthews. »Er ist taub, Mr. Bethel.« Elliot blinzelte. »Taub. Sie meinen, er kann nicht hören.«

»Korrekt.«

»Verständigt sich mit Gebärdensprache?«

»Ich glaube nicht, dass die Familie... Soweit ich weiß, war das nie eine Art der Kommunikation bei ihnen, also...«

Elliot stieß den Atem aus. »Und wie verständigt er sich dann?«

»Er spricht. Er bekam... Er hat ein Cochlea-Implantat«, erklärte Matthews.

»Okay.« Elliot verdrehte die Augen. »Und die gesundheitlichen Probleme?«

»Nun ja... das ist alles«, antwortete Matthews zögernd. »Aber es bringt einiges mit sich. Er muss regelmäßig zum Audiologen und ist anfälliger für HNO-Erkrankungen...«

»Also ist er ein gehörloses Kind mit einem Cochlea-Implantat, dessen Nebenhöhlen ab und zu entzündet sind?« Elliot straffte den Rücken und ließ eine Hand zwischen den Oberschenkeln baumeln. »Und deswegen haben sie ihn vor die Tür gesetzt?«

»Es ist mir nicht gestattet, weiter ins Detail zu gehen«, erwiderte der andere Mann und klang mittlerweile wieder müde.

»Na schön. Ich buche einen Flug. Leiten Sie mir einfach alle Infos weiter und sagen Sie mir, wann ich da sein soll. Ich bin bloß froh, dass der Wichser tot ist, und hoffe nur, dass ich nicht noch weiteren Mist, den er verzapft hat, ausbaden muss.«

Matthews schien sich nicht ganz sicher zu sein, was er dazu sagen sollte, aber Elliot war das auch ziemlich egal. John Bethel hatte diese Welt als Mistkerl betreten und sie so auch wieder verlassen. So war er eben und Elliot war fest entschlossen, das Kind dieses Mannes nicht leiden zu lassen. Nicht, wenn er es verhindern konnte.

Elliot trat von einem Fuß auf den anderen und bemühte sich, den dürren Jungen nicht anzustarren, der mit finsterem Blick und verschränkten Armen auf einem Stuhl saß. Tatsächlich sah er aus wie jedes dahergelaufene Straßenkind. Baggy Jeans, ein T-Shirt irgendeiner Band, die Elliot nicht kannte, eine Strick-Beanie auf dem Kopf. Seine Schuhe waren abgewetzt, er hatte Dreck unter den Fingernägeln und genauso wie Elliot selbst war Wesley ihrem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten.

Das war einer der Gründe, warum sich Elliot nach jedem Blick in den Spiegel immer ein wenig schlechter fühlte – einer der Gründe, warum er der Meinung war, keine Liebe zu verdienen. Das Blut von diesem Penner floss durch seine Adern – stark und allgegenwärtig, und er hatte panische Angst, eines Tages wie er zu sein.

Genau deshalb war sein Liebesleben auch so zwanglos. Eine schnelle Nummer in einem Hotelzimmer, in den Toilettenräumen einer Bar, in seiner eigenen Wohnung, bevor er die Person mit einem Kuss und einem Danke nach draußen beförderte, ohne Nummern auszutauschen. Das gab ihm Sicherheit, auch wenn es furchtbar einsam war. Er hatte eine Handvoll PrEP-Tabletten in der Hosentasche und musste nicht Buch über verhasste Ex-Partner führen, und das war okay.

Zumindest würde er niemals wie John sein, und nur das zählte.

Jetzt allerdings stand vor ihm der Beweis, dass er nicht der einzige Mensch auf der Welt war, der von dem Mann im Stich gelassen worden war, der ihn im verdreckten Apartment seiner Mutter sich

selbst überlassen hatte. Einem Mann, den er nur von den körnigen alten Handyfotos kannte, die ihm seine Mutter in den Koffer gesteckt hatte. Bilder, die er nie hatte wegschmeißen können.

Ging es Wesley genauso?

»Willst du den ganzen Tag da rumstehen, oder was?«

Wesleys Stimme ließ ihn aufschrecken, hauptsächlich weil Elliot nicht so richtig wusste, was er von dem Jungen halten, mit ihm anfangen oder von ihm erwarten sollte. In seinen Worten schwang ein leichter Akzent mit, der die harten Laute ein wenig abschwächte – aber den hörte Elliot auch nur, weil er darauf achtete. Auf seinen Lippen lag ein überhebliches Grinsen, das Elliot nur allzu gut von sich selbst kannte, und er bereute es, dass er nicht schon früher von seiner Existenz gewusst hatte. Nicht, dass er oder auch Bobby irgendetwas hätten tun können.

»Matthews meinte, ich soll hier warten, bis er alle Dokumente ausgedruckt hat«, erklärte Elliot und verzog dann das Gesicht, denn sollte er lieber lauter reden? Oder in normaler Lautstärke? Wie gut funktionierte die ganze Verkabelung in Wesleys Kopf überhaupt? Nachdem er das Flugticket gekauft hatte, hatte er in einem Anflug von Schlaflosigkeit die Nacht lang ausgiebig darüber recherchiert. Er war jetzt definitiv besser darüber informiert als vor dem Antritt seiner kleinen Reise, hatte aber gleichzeitig das Gefühl, noch weniger zu wissen.

Wesley wirkte weder verstört noch hilflos. Er verdrehte bloß die Augen, streckte dann die Beine aus und überkreuzte sie an den Knöcheln. »Lassen die mich wirklich mit dir mitgehen? Wie alt bist du, neunzehn?«

Elliot musste lachen, während er zu dem kleinen Sofa hinüberging und sich setzte. Sein Stumpf schmerzte – der Schaft seiner Prothese war neu angepasst worden, saß aber ein bisschen enger, als er es gewöhnt war. Am liebsten wäre er jetzt in seiner Wohnung, würde sein Bein auf dem Tisch hochlegen und eine Packung Tiefkühlerbsen draufpacken – aber das würde noch eine ganze Weile dauern.

»Aaron hat erzählt, du warst bei der Army und bist verletzt worden. Hat dein Kopf was abgekiegt, oder was?«, wollte Wesley wissen, als Elliot sich mit der Antwort etwas zu viel Zeit ließ.

Elliot betrachtete ihn lange und zog schließlich sein Hosenbein hoch, um ihm den Ansatz der Prothese zu zeigen. »Bloß mein Fuß.« Und der bunte Strauß aus psychischen Problemen, die damit einhergingen, denn niemand kehrte aus dem Krieg zurück, ohne ein paar Schrauben locker zu haben. Aber er wollte den Jungen nicht vergraulen. »Und ich bin ein bisschen älter als neunzehn.«

»Mindy meint, ich hätte gute Gene. Was, vermute ich mal, auch auf dich zutrifft. Aber sie trinkt auch Wodka zum Frühstück, also...« Wesley ging nicht weiter darauf ein, wer zum Teufel diese Mindy war oder was ihr Frühstückswodka mit der ganzen Sache zu tun hatte.

Elliot zupfte an seinem Daumennagel herum und versuchte weiterhin, nicht zu starren, aber es fiel ihm schwer, diesen Jungen anzusehen, der ihm so ähnlich sah – auf all die Arten, die er an sich selbst hasste –, und zu wissen, dass es da draußen vielleicht noch mehr von ihnen gab. Er fand es furchtbar, dass das hier ein Symptom eines Problems war, das sein Vater hinterlassen hatte. Elliot hatte mit Bobby Glück gehabt. Wesley hingegen nicht.

»Er hat dich auch verlassen, oder?« Wesleys Frage traf genau ins Schwarze und Elliot zuckte unwillkürlich zusammen. »Unser, äh... der Kerl. Samenspender. Wie auch immer man ihn nennen will. Er hat dich auch verlassen?«

Elliot hätte bei der Bezeichnung *Samenspender* beinahe losgelacht, denn er hatte ihn in seiner Jugend genauso genannt. Daraufhin hatten Bobby und Claire immer hinter vorgehaltener Hand geschmunzelt. »Ich hab den Kerl nie wirklich kennengelernt. Ich war eine Weile bei meiner Mom, aber sie war nicht wirklich geeignet.«

»Das heißt, sie war ein Junkie«, kommentierte Wesley sachlich. »Mindy hat meine Mom immer als Crackhure bezeichnet, was ich irgendwie ironisch fand, weil sie genauso schlimm war. Ich

meine, sie hat gesoffen wie ein Loch. Ich glaube nicht, dass sie viele Drogen genommen hat, aber wo ist da schon der verdammte Unterschied, was?«

Er hätte Wesley beinahe zurechtgewiesen, nicht zu fluchen – die Ermahnung lag ihm schon auf der Zunge –, doch er hielt sich zurück. Er war nicht gerade in der Verfassung, jemandem ein guter Vater zu sein, aber er konnte zumindest dafür sorgen, dass Wesley ein eigenes Bett, ein eigenes Zimmer und ein Zuhause hatte, solange er es brauchte.

»Wo lebst du?«

Elliot sah ihn blinzeln an. »Das hat man dir nicht gesagt?«

»Die haben mir überhaupt nichts gesagt. Die glauben, ich wäre zurückgeblieben oder so. Wahrscheinlich, weil es so klingt, wenn ich rede. Keine Ahnung. Menschen sind so scheißdumm.«

Elliot rieb sich mit einer Hand übers Gesicht und rückte dann seine Prothese zurecht, um etwas Druck von seiner Wade zu nehmen. »Ich wohne in Colorado.«

Wesley stieß lang gezogen den Atem aus. »Das ist weit weg. Das ist echt verdammt weit weg. Ich... Muss ich mit dir mitkommen?« Sein Blick huschte plötzlich zur Tür, als würde er eine Sekunde lang darüber nachdenken abzuhaufen. Er ballte die Hände zu Fäusten und auf seinen Wangen erschienen panische rote Flecken. »Ich kann hier nicht weg, Mann.«

Elliot zog die Brauen nach oben. »Ich studiere momentan noch und bin da aufgewachsen. Ich habe nicht vor wegzuziehen. Ich dachte«, setzte er an und zögerte dann. »Ich dachte, deine Pflegefamilie hätte dich rausgeworfen.«

Wesleys Lachen klang verbittert und müde, und Elliot kannte dieses Gefühl ein bisschen zu gut. »Mindy ist krank. Sie hat jeden verdammten Tag gesoffen und jetzt liegt sie im Krankenhaus im Koma, weil ihre Leber schlappgemacht hat, und wahrscheinlich stirbt sie daran. Und sie können es sich nicht leisten, noch mehr hungrige Mäuler zu stopfen. Und das ist okay. Ich kann doch dieses Wohngruppending machen, oder? Also, es wär echt ätzend,

aber ich wär da sowieso nicht lange. Ich kann nicht...« Sein unruhiger Blick zuckte wieder zur Tür und er murmelte etwas, das Elliot nicht verstand.

»Hör zu«, setzte Elliot an, wurde jedoch unterbrochen, als Matthews durch die Tür kam. Sein Aussehen hatte Elliot überhaupt nicht überrascht: sehr blass, sehr blond, Hemd mit Kragen, spitze Nase, schmale Lippen. Seine Stimme war sogar noch nasaler und er wirkte, als wäre er lieber überall anders als in diesem Büro.

»Entschuldigt bitte die Verspätung. Ich... Wes? Was machst du da?« Wesley war aufgestanden und bewegte sich Zentimeter um Zentimeter auf die Tür zu. »Hört zu, das ist keine gute Regelung. Das wird nicht funktionieren. Ich geh einfach in diese Wohngruppe und alles ist super, okay? Scheiße, ich will nicht nach Colorado.«

»Setz dich wieder hin, dann reden wir in aller Ruhe darüber, bevor du noch eine vorschnelle Entscheidung fällst, Wes«, sagte Matthews.

Wesley knurrte frustriert und fuhr sich mit einer Hand durch die Haare, wodurch er seine Beanie zurückschob. Nun entdeckte Elliot das Implantat, eine helle, hautfarbene Scheibe, von der Kabel zu einer klobigen Apparatur hinter dem Ohr führten, die an ein Hörgerät erinnerte.

»Ich versteh dich nicht, wenn du so schnell redest, aber das ist auch egal, weil aus der ganzen Sache nichts wird«, schrie Wesley regelrecht.

Als hätte er das schon mehr als einmal gemacht, trat Matthews zwischen Wesley und die Tür. Er war groß genug, um einschüchternd zu wirken, besonders als er die Arme verschränkte und den Jungen mit seinem Blick festnagelte. Elliot hasste das – er hasste Tyrannen, hasste Männer, die ihre Größe einsetzten, um ihren Willen zu bekommen. Elliot hatte sich gegen solche Kinder zur Wehr gesetzt, bevor er zu Bobby gekommen war, und in der Army hatte er sich gegen solche Männer zur Wehr gesetzt.

»Hey«, sagte Elliot und sowohl Wesley als auch Matthews wandten sich ihm zu. »Wesley...«

»Ich heiße Wes«, fauchte der Teenager.

Elliot seufzte. »Wes, kannst du mir erklären, warum ein Umzug so furchtbar wäre?«

Wes leckte sich die Lippen und schaute dann panisch zu Matthews. »Nein.«

Elliot zögerte. »Könnte ich einen Kaffee bekommen?«

Matthews sah kurz aus, als wollte er widersprechen, war aber doch vernünftig genug, dass er mit einem knappen Nicken zustimmte und dann durch die Tür verschwand. Sie fiel mit einem durchdringenden Klicken hinter ihm ins Schloss und Elliot wappnete sich für einen Fluchtversuch von Wes. Allerdings hoffte er, dass der Junge klug genug war, um zu kapieren, dass Matthews gerade keinen Kaffee holte.

»Mein Freund hat einen Gehirntumor«, sagte Wes nach einem Moment des Schweigens. »Er wird in einer Woche operiert und er ist... Sie schätzen seine Chancen nicht besonders gut ein und ich kann nicht...« Er verstummte und lachte auf, während er mit seinen knöchigen Fingern an seinen Haaren zog. »Ich kann ihn nicht einfach so sterben lassen, weißt du?« Seine Stimme wurde zu einem belegten Flüstern. »Ich hab's ihm versprochen.«

Elliot's Herz krampfte, denn er fühlte die Ehrlichkeit in diesen Worten. Er wusste nur zu gut, wie es war, diese eine Sache im Leben zu brauchen – diese beständige Sache, die nur einem selbst gehörte. In seiner Kindheit war es kein sterbender Freund gewesen, sondern ein alter, ramponierter Schuhkarton mit einem *Ecto-1-Matchbox*-Auto aus *Ghostbusters* und ein paar ausgebleichenen Fotos. Er stand jetzt ganz oben in seinem Schrank und würde in jeder Wohnung, die er je bezog, immer ganz oben im Schrank stehen.

Er hatte sich nie getraut, etwas Lebendes – etwas Verletzliches und Zerbrechliches – zu dieser einen Sache zu machen. Wes war ein besserer Mann, als er es mit sechzehn gewesen war. »Falls du mit mir kommen musst«, sagte er und ließ sich von Wes' heiserem Aufkeuchen nicht aufhalten, »wirst du ihn nicht verlieren. Ich werde dir nicht verbieten, ihn zu besuchen. Nur mache ich gerade

meinen Abschluss und kann nicht umziehen. Und es gibt einen Grund, warum ich hier bin – und zwar nicht, weil sie reichlich Platz in diesen Wohngruppen haben, Wes.«

Wes wich einen Schritt zurück, dann noch einen und noch einen, bis seine Kniekehlen gegen den Stuhl stießen und er darauf zusammenbrach. »Ich kann ihn nicht im Stich lassen. Sag Matthews einfach, dass du das nicht packst. Sag ihnen, dass du ungeeignet bist und keine Kinder im Haus haben kannst. Sie werden mich bleiben lassen, wenn du ihnen das sagst.«

»Ich kann sie nicht anlügen. Und ich kann dich nicht in einer von diesen Einrichtungen lassen, Kleiner«, sagte Elliot und flehte Wes im Stillen an, das doch zu begreifen. »Ich kenne diese Heime.«

»Und ich etwa nicht?«, spie Wes ihm entgegen. »Diese Heime sind sehr viel besser als das Leben bei Mindy und Sid.«

Elliot bekam nicht die Gelegenheit, weitere Fragen zu stellen. Die Tür wurde geöffnet und Matthew kehrte zurück – ohne Kaffee und mit entschlossenem Blick. Elliot würde eine Entscheidung fällen müssen und wie auch immer seine Antwort lautete, sie würde niemanden glücklich machen.

»Dir ist schon klar, dass du bloß erreichst, dass ich gefeuert werde, wenn du so mit meinem Boss redest, oder?«, sagte Elliot, als er die Wohnung betrat. Wes lümmelte wie immer mit verschränkten Armen auf dem Sofa und hatte den schmollenden Blick auf den Fernseher gerichtet. Das Gerät war stummgeschaltet und die Untertitel flimmerten über den unteren Rand des Bildschirms. Elliot vergewisserte sich zweimal, dass Wes' Prozessor an war, und passte dann seine Redegeschwindigkeit an. »Und wenn ich meinen Job verliere, wird das nur dazu führen, dass wir irgendwann zwangsgeräumt werden.«

Wes verdrehte die Augen. »Du hast doch Geld dafür gekriegt, mich von meinem Zuhause wegzuzerren, oder etwa nicht? Du könntest dir ein Haus kaufen, wenn du wolltest. Sie bezahlen doch dafür, dass du mich hierbehältst, nicht wahr?«

Elliot verzog das Gesicht, denn er tat es nicht für das Geld. Tatsächlich hortete er es auf einem Sparkonto, das er Wes zum Geburtstag überschreiben lassen wollte, aber das wollte er ihm nicht verraten. Ihre Beziehung zueinander war von Konflikten geprägt – wenn nicht gar offen feindselig. Elliot hatte sein Bestes gegeben, damit Wes rechtzeitig zur OP seines Freunds wieder zurück sein konnte, doch er hatte die Bewilligung von Wes' Sachbearbeiterin zu spät erhalten und dann war der Termin verstrichen.

Das einzig Gute war, dass Wes' Freund überlebt hatte. Austin hatte etwas mehr Lebenszeit erhalten – vielleicht nicht so viel, wie er hätte haben sollen, und definitiv keine Ewigkeit, aber genug. Elliot wusste, dass Wes die Tage zählte, bis er vor dem Gesetz volljährig war und abhauen durfte. Und Elliot war sich ziemlich sicher, dass er ihn danach nie wiedersehen würde.

Das tat weh – aber er richtete die Frustration hauptsächlich auf sich selbst. Vor allem, weil er nicht in der Verfassung war, ein Kind aufzuziehen. An den meisten Tagen konnte er froh sein, wenn er sich um sich selbst kümmern konnte. Er besuchte seine Kurse, ging zu seinen Arztterminen und brachte die Therapiesitzungen hinter sich, damit das Veteranenministerium ihn eines Tages von dieser Auflage entband. Er sorgte dafür, dass Essen auf dem Tisch stand und sie beide was zum Anziehen und ein Dach über dem Kopf hatten.

Aber er war kein Dad. Er war kein Bruder. Er war kaum ein Mitbewohner.

»Du hast auch Geld«, sagte Elliot leise. Was von der Lebensversicherung ihres Vaters für Wes übrig geblieben war, hatten sie auf einem Treuhandkonto verwahrt. Ein paar Tausend Dollar für jeden von ihnen, die ein nettes finanzielles Polster sein würden, sobald Wes auszog. »Was hast du damit vor?«

»Austin und ich kaufen uns 'nen Van und dann gründen wir eine Firma für Haustiertransporte«, erklärte Wes ihm sachlich. »Durch die Gegend fahren und mit Hunden rumhängen – das ist der absolute Traumjob, weißt du?«

Elliot hätte beinahe gelacht, denn es musste wohl in den Genen liegen. Er hatte keine große Lust, quer durchs Land zu reisen, aber für Elliot waren Tiere das Einzige, was wirklich Sinn machte. Sie waren Lebewesen mit komplexen Gefühlen, aber so viel gütiger und besser und weiser als Menschen. Warum zum Teufel sollte er je irgendetwas anderes machen wollen?

»Solltest du mir jetzt nicht sagen, dass ich lieber was Vernünftiges mit meinem Leben anfangen soll?«, hakte Wes nach.

Diesmal musste Elliot wirklich lachen. »Warum sollte ich? Ich studiere Tiermedizin. Tiere sind sehr viel besser als Menschen. Und du kannst sogar deinen Prozessor abschalten, wenn es im Auto zu laut wird. Also alle guten Seiten, ohne dass du dich mit dem Mist rumschlagen musst. Warum sollte das nichts Vernünftiges sein?«

Wes musterte ihn lange, als würde er abschätzen wollen, ob Elliot sich über ihn lustig machte. Nach einer Weile seufzte er jedoch, ließ den Kopf nach hinten sinken und schloss die Augen. »Austin hat mit neun einen Assistenzhund bekommen. Eigentlich war er zu jung dafür, aber er hatte ständig Krampfanfälle, und die Einrichtung, von der seine Familie Polly vermittelt bekommen hat, war der Meinung, sie würde sich perfekt für ihn eignen. Er hat ihr beigebracht, Chipstüten aus der Speisekammer zu klauen, wenn ich bei ihm übernachtet hab.«

Elliot's Lächeln wurde weich und unbeschwert. Es war besser, über diese Dinge nachzudenken – dass Wes einen Vertrauten und Freund hatte, dass es in seiner Kindheit keine cholerische alkoholranke Pflegemutter gab, die ihn nur für den monatlichen Scheck bei sich behalten hatte. Es war besser sich vorzustellen, wie Wes und Austin in einem Van voller Hunde durchs Land tourten, als daran zu denken, dass Austin die Erfüllung dieses Traums wahrscheinlich nicht mehr erleben würde.

»Ist er taub?«

Blinzelnd wandte Wes ihm den Kopf zu. »Was?«

»Austin. Ist er taub? Oder braucht er im Van dann Ohropax?«, erklärte Elliot.

Wes' Lächeln breitete sich über sein ganzes Gesicht aus, sodass seine Miene weich wurde und er etwas mehr wie der Jugendliche aussah, der er war, als der von seiner Kindheit im System verbitterte Beinahe-Erwachsene. »Nee, er kann hören. Na ja, er ist durch den Tumor fast blind, weißt du? Der hat eine Menge kaputt gemacht. Er stottert und kann nicht mehr so gut laufen. Er meinte, manches sei nach der OP besser, aber...« Wes verstummte, wie er es immer tat, wenn in seinem Kopf zu viel vor sich ging, um es in Worte zu fassen.

»Hast du je Gebärdensprache gelernt?«, musste Elliot einfach fragen.

Etwas huschte über Wes' Gesicht, das Elliot nicht deuten konnte, und einen Moment lang war er sich sicher, dass der Junge das Gespräch wütend beenden würde. »Mindy war da nicht so für. Sie hielt es für unnötig, nachdem schon so viel Geld für meine OP draufgegangen ist.« Wes verdrehte die Augen und schnaubte. »Ich meine, *sie* hat es ja nicht bezahlt. Das waren andere. Der Staat. Das Jugendamt. Jedenfalls«, er machte eine wegwerfende Handbewegung, »habe ich in der Zehnten mal einen Kurs belegt, aber da haben irgendwie alle von mir erwartet, dass ich das schon kann, und...« Er verstummte mit einem Schulterzucken.

»Falls du aufs College gehen willst...«, setzte Elliot an.

»Ja, nee. Passt schon«, unterbrach Wes ihn gereizt.

»Schon klar, aber falls du deine Meinung änderst, es wird als Fremdsprache anerkannt. Ich bezweifle, dass sich die Leute da auch wie Arschlöcher aufführen.« Natürlich konnte er das nicht garantieren, aber es konnte nicht schaden, Wes etwas Hoffnung zu machen. Besonders wenn sein Bruder dann auftaute, zumindest ein kleines bisschen.

»Ja, vermutlich. Es ist nur... Schule ist ätzend, Mann. Die Leute tun so, als würde dieses dumme Ding«, er schnippte gegen seinen Prozessor, »keine Ahnung, alles heilen. Als könnte ich damit normal *hören* oder so.«

Elliot hatte nie gefragt – hatte nie allzu neugierig sein wollen. Aber gerade wirkte Wes zugänglicher und ein wenig kooperativer als sonst. »Erinnerst du dich daran, wie du's bekommen hast?«

Wes schaute ihn eine ganze Weile einfach nur an, bevor er antwortete: »Vage. Ich war erst seit einem Monat oder so bei Mindy und Sid. Ich hab mir ein Zimmer mit zwei anderen Pflegekindern geteilt – die sind aber nicht geblieben. Es gab mehr Geld für mich und Mikey, weil er Down-Syndrom hatte. Ihn haben sie auch nicht wirklich gemocht, aber Mikey hatte eine Betreuungsperson, die ständig da war.«

Elliot runzelte die Stirn. »Das ist...«

Wes warf ihm einen unbeeindruckten Blick zu. »Ja. Es ist total verkorkst, aber so ist es eben. Ich meine, du weißt das ja gut genug.«

Nur wusste er es nicht. Elliot hatte auch ein gehöriges Trauma aus seiner Zeit in verschiedenen Pflegefamilien mitbekommen, aber er war nie als Essensmarke missbraucht worden. Er war geliebt worden. Bobby und Claire hatten ihn geliebt und hatten ihn nie etwas anderes glauben lassen, selbst in seinen dunkelsten Stunden nicht. Bobby rief immer noch zweimal in der Woche an, um sich zu vergewissern, dass er regelmäßig die Waschmaschine anstellte und sich hinter den Ohren wusch.

Es tat ihm leid, dass Wes das nicht gehabt hatte – und dass er nicht in der Lage war, es ihm zu geben.

»Ich erinnere mich an den Schmerz danach«, fuhr Wes nach einer kurzen Pause fort und zupfte an seinem Ohrläppchen. »Ich erinnere mich, dass ich nichts mehr hören konnte. Vorher konnte ich manches hören, weißt du? Autos, Flugzeuge, wenn man den Fernseher ganz laut aufgedreht hat. Aber danach... nichts mehr. Ich weiß noch, dass ich viel geweint habe und Mindy genervt aussah.« Wes leckte sich über die Lippen. »Nachdem sie es eingeschaltet haben, ging es dann mit den Kopfschmerzen los. Es tut hier weh.« Er setzte mit dem Finger über seinem Ohr an und zeichnete eine Linie bis hinunter zum Kiefer. »Meine Ärztin

meinte, das wäre normal – so eine Nervensache. Bei manchen Leuten ist das halbe Gesicht gelähmt, ich hatte mit den Kopfschmerzen also noch echt Glück.«

Ein Nerv an Elliots Auge zuckte als Reaktion darauf, dass jemand seinem Bruder gesagt hatte, er hätte mit den Schmerzen noch echt Glück gehabt. Er wusste, wie sich das anfühlte – wie oft hatte er sich selbst in Erinnerung gerufen, dass es zum Glück nur seinen Fuß getroffen hatte und nicht das ganze Bein oder gar sein Gesicht. Er hatte nicht zwei oder gar vier Gliedmaßen verloren. Oder gleich sein Leben.

Aber sich zu fühlen, als hätte man Glück gehabt, änderte nichts an den zerrissenen Nerven oder an den unerträglichen Qualen oder dem Gefühl, über heiße Kohlen zu laufen, obwohl sein Fuß gar nicht mehr da war. Glück änderte nichts an den Albträumen oder den Erinnerungen an den Tod, die sich in seinen Kopf gebrannt hatten und ihn für den Rest seines Lebens begleiten würden.

Er konnte nicht mal sich selbst davor bewahren – deshalb hatte er keinerlei Hoffnung, Wes retten zu können. »Ist es besser, wenn du es abschaltest?«

Wes zuckte mit den Schultern. »Ja, schon, aber ich bin echt beschissen im Lippenlesen, und Gebärdensprache fühlt sich so...« Er verstummte und biss sich auf die Lippe.

»So?«, hakte Elliot nach, als klar wurde, dass Wes den Gedanken nicht zu Ende führen würde.

»Anders an. Die Leute starren so schon, Mann. Also, ständig. Sie starren mich an und lauern darauf, dass ich was sage, damit sie meinen Akzent hören können, und sie stellen die absolut dämlichsten Fragen. Weißt du, wie viel schlimmer es wäre, wenn ich mich in Gebärdensprache verständigen würde?«

Elliot wusste immerhin, dass es eine Gehörlosenkultur gab. Dass ein gehörloser Freundeskreis das Anderssein einfacher machte. Dass vielleicht – nur vielleicht – eine Sprache, die keine körperlichen Schmerzen bereitete, das damit einhergehende gesellschaftliche Stigma aufwog. Aber er konnte keine Versprechungen machen – dass es besser werden würde, dass es Wes etwas Gutes bringen würde.

Wes würde sowieso nicht bleiben. Er würde achtzehn werden und sein Geld bekommen, und dann wäre er weg. Elliot wäre wieder allein in seiner kleinen Wohnung. Genau so, wie es sein sollte.

Schmerzhaft. Einsam. Aber wenigstens wurde niemand sonst verletzt.

Kapitel 2

»Wenn dein Vater, dein Großvater und der Vater deines Großvaters ihr Leben dem Militär gewidmet haben, hat man nicht wirklich eine Wahl, wenn es um den Beruf geht.« Die Worte schmeckten wie Asche in seinem Mund, während er ein Lächeln aufsetzte und die Hände auf dem Tisch faltete.

Die Zwillinge waren sich wirklich beunruhigend ähnlich – die einzigen Unterschiede zeigten sich bei ihren Tattoos und Frisuren, was aber nicht ausreichte, damit Arlo sie auseinanderhalten konnte. Zumindest noch nicht. Sie bewegten sich genau gleich, klangen genau gleich und hatten genau den gleichen schneidenden Tonfall, der verriet, dass sie keine Zeit für Blödsinn hatten.

Das mochte Arlo so an ihnen. Eigentlich mochte er alles an ihnen. Er mochte, was sie taten – er hatte zwei kleine Tattoos aus dem *Irons and Works* von Sam, den er kennengelernt hatte, als sein lebenslustiger Nachbar ihn zu Ziegenyoga überredet hatte. Und er mochte das *Ted House*. Jedes Mal, wenn der Name der Einrichtung fiel, konnte er Sage von Derek unterscheiden: Sages Miene wurde etwas weicher und seine Stimme etwas gezwungener.

Der Name bedeutete für ihn mehr als nur eine Zuflucht, er war ihm wichtig. Natürlich würde Arlo nicht fragen. Er brauchte diesen Job und erkannte, dass es ein sensibles Thema war, das einen Fremden schlicht und ergreifend nichts anging. Also lächelte er weiter und hoffte, dass er nicht wie ein riesiger, Furcht einflößender Marine mit Aggressionsproblemen aussah. Denn das war er nicht.

»Ehrenhafte Entlassung?«, fragte Derek nach einem stummen Blickaustausch mit seinem Bruder.

Arlo zuckte mit den Schultern. »So ehrenhaft, wie es ohne ein Purple Heart eben geht. Mein Dad hasst mich dafür. Ich habe mich am Ende meiner Dienstzeit nicht neu verpflichtet«, erklärte er, als beide Brüder die Stirn runzelten. »Ich wollte nicht in einem Sarg nach Hause zurückkommen.«

»Und jetzt willst du... putzen gehen?«, fragte Sage langsam.

Arlos Wangen brannten und er fuhr sich mit einer Hand über den Kopf. Er hatte bisher noch nicht den Mut aufgebracht, sich die Haare lang wachsen zu lassen. Das war eine der bleibenden Narben – eine Folge der Erwartungen, die sein Vater ihm seit seiner Kindheit aufgeladen hatte. Obwohl er von klein auf darauf vorbereitet worden war, Soldat zu werden, hatte er diesem Leben den Rücken gekehrt. Seitdem war er von seinem alten Herrn als Feigling abgestempelt worden. Von einem Vater, der noch immer im aktiven Dienst war, der noch immer in D.C. wohnte und noch immer mehr von ihm erwartete.

»Nicht direkt. Ich möchte, hm... Ich möchte eine Zucht für Assistenzhunde aufbauen«, gestand Arlo. Es war ein alter Traum, aber er hatte das noch nicht oft laut vor jemandem ausgesprochen, der nicht sein eigenes Spiegelbild war. Es war kein anständiges Leben – Assistenzhunde zu züchten. Kein vernünftiger Beruf. Zumindest war das die spöttische Reaktion seines Vaters gewesen, als er Arlo gefragt hatte, was er nach seiner Entlassung aus dem Dienst mit seinem Erbe anfangen wollte. Für seinen alten Herrn in seiner schneidigen blauen Uniform und mit dem verkniffenen Gesichtsausdruck war er ein Witz, und er würde daran nie etwas ändern können.

»Hör zu, Mann«, sagte Derek und hob eine Hand. »Das ist lebenswert, aber das passt nicht so richtig zusammen.«

Arlo stieß langsam den Atem aus. »Ich habe keine rührselige Geschichte zu erzählen.« Seine Stimme war angespannt, das war ihm klar, und wahrscheinlich klang er sogar gemein, denn seine Freunde sagten ihm ständig, dass das der Fall war, wenn er unter Druck geriet. Er war nicht gemein. Er war nicht Furcht einflößend. Sein Temperament war kaum der Rede wert. Aber er hatte das Pech gehabt, als ein Bullock auf die Welt zu kommen – und der Nachname war bei seiner Familie buchstäblich Programm. Er hatte den typischen großen, breiten Körperbau geerbt, die tiefe Stimme und die dunklen Augen, den hellbraunen Teint und die vollen Lippen, die ganz ungewollt immer ein spöttischer Zug umspielte.

Er war ein anständiger Mann, aber niemand gab ihm je die Möglichkeit, das auch zu beweisen. Mit einer Waffe in der Hand, in der offenen Wüste, Auge in Auge mit dem Feind – da war er etwas wert. Aber hier...

»Wir verurteilen dich nicht«, schaltete Sage sich leise ein.

Arlo zuckte mit den Schultern. »Schon gut, Mann, das machen alle. Ich hatte eine anständige Karriere und bin ein paarmal während meiner Dienstzeit befördert worden, aber ich... Dieses Leben ist nichts für mich. Ich mag keine Waffen und kann strategischem Denken nichts abgewinnen. Ich möchte in kleinerem Rahmen einen Unterschied machen.« Ihm war bewusst, wie das klang, wenn es von einem Kerl mit seinem Aussehen kam, aber es stimmte. Er zeigte sich ganz ungeschminkt, echt, ehrlich. »Ich will einen Gemüsegarten und ein paar Katzen, und ich will Welpen aufziehen und zu Assistenzhunden für die Menschen ausbilden, die sie brauchen. Ich will... Ich will ein einfaches Leben. Ich habe an meinem fünfundzwanzigsten Geburtstag etwas Geld von meinen Großeltern geerbt. Ich hab diese kackhässliche – sorry, ähm...«

»Schon gut, die Kinder hier haben schon sehr viel Schlimmeres zu Ohren bekommen«, versicherte ihm Derek mit einem schiefen Grinsen, auch wenn keins der Kinder gerade in der Nähe war.

Arlos Wangen wurden wieder heiß und er zuckte die Schultern. »Ganz am Ende der Cooper Road steht diese Hütte. Völlig heruntergekommen, quasi nur vier Wände und ein Dach. Das einzig Gute an ihr war, dass die Versorgungsleitungen in Schuss waren. Also... hab ich sie gekauft. Ich hab sie zu einem Spottpreis bekommen, bin jetzt Stammkunde beim Baumarkt und renoviere sie. Und das passt mir. Ich habe einen großartigen Zwinger – eigentlich eher eine Scheune –, der ist neu gedämmt und alles ist für die Hunde vorbereitet. Aber ich brauche einen Job. Ich brauche ein geregeltes Einkommen für den Anfang, und wie gesagt, mir gefällt es, im Kleinen den Unterschied zu machen. Es ist völlig egal, was ich vorher gemacht habe oder wer mein Dad ist. Ich bin mir für diese Arbeit nicht zu schade.«

Die Zwillinge tauschten einen Blick, sie schienen die Gedanken des jeweils anderen zu lesen, dann seufzte Derek und legte eine Hand auf Arlos Lebenslauf. »Du bist überqualifiziert, verlangst aber nicht mehr als das angegebene Gehalt.«

Arlo kaute einen Moment auf der Innenseite seiner Wange herum. »Mein Abschluss ist sowieso größtenteils für die Tonne. Ein x-beliebiges Diplom, das mein Vater unbedingt...« Er hielt inne, denn er musste endlich aufhören, seinen alten Herrn für jede seiner dummen Entscheidungen verantwortlich zu machen. »Egal. Den bringe ich nie an. Ich... habe ihn bloß.«

Einer von Dereks Mundwinkeln zuckte. »Du musst dich vor uns nicht rechtfertigen, Arlo. Es steht uns nicht zu, deine Lebensentscheidungen zu hinterfragen. Aber wir haben hier ein Haus voller Kinder, die schon eine Menge durchgemacht haben – und vermutlich noch einiges vor sich haben, nachdem sie von hier weggehen.«

»Das verstehe ich«, sagte Arlo leise und es stimmte. Nicht aus erster Hand. Seine Eltern hatten sich ihm gegenüber kühl und distanziert verhalten, hatten ihn aber nichtsdestotrotz geliebt. Allerdings kannte er seinen Vater etwas zu gut – er wüsste ganz genau, was sein alter Herr gesagt hätte, wenn Arlo sich als schwul geoutet hätte. Das hatte er nie auch nur in Erwägung gezogen – selbst als seine Freunde in ihren Teenagerjahren ein bisschen mutiger und draufgängerischer geworden waren. Aber seine Eltern hätten ihn bestimmt nicht vor die Tür gesetzt. »Ich bin ein offenes Buch.«

»Und du verstehst auch, was wir hier tun? Warum diese Kids hier sind?«, hakte Sage nach. »Das sind nicht bloß Pflegekinder.«

»Ich bin kein Arschloch«, bekräftigte Arlo. »Ich weiß, Ex-Soldaten können ein bisschen...« Er verstummte schulterzuckend. »Aber so bin ich nicht.«

Der letzte Rest von Spannung im Raum verflüchtigte sich und Dereks Schultern sanken nach unten. »Solange du die Anzahl an Stunden arbeiten kannst, die wir brauchen, habe ich keine Einwände gegen deine Einstellung. Ich denke, du könntest zu uns passen. Mason springt ab und zu beim Putzen ein, er kann deine Einarbeitung übernehmen. Hast du ihn schon kennengelernt?«

Arlo schüttelte den Kopf. »Ich habe hier noch niemanden getroffen, abgesehen von euch und einigen der Kids, als ich meine Bewerbung vorbeigebracht habe.«

»Ich schreib ihm mal und sag dir dann Bescheid. Aber ich glaube, das könnte funktionieren«, sagte Sage.

Arlos ganzer Körper entspannte sich. Momentan kam er klar – er brauchte das Geld nicht dringend –, aber das würde nicht so bleiben. Wenn er das mit der Hundezucht wirklich durchziehen wollte, endlich sein Leben selbst in die Hand nehmen und etwas aufbauen wollte, was nur ihm gehörte und nicht durch jahrzehntelange Familientradition vorherbestimmt war, musste er hier anfangen. Von Grund auf.

Und das fühlte sich gut an.

Mehr noch, es fühlte sich richtig an.

»Hey.«

Eine leise Stimme hinter ihm ließ Arlo herumwirbeln. Sein Blick fiel auf einen Mann, der am Verandageländer lehnte. Vermutlich Mason, der sich hier mit ihm treffen und ihn mit allem vertraut machen sollte. Er wirkte, als wäre er in Arlos Alter, war nicht besonders groß, eher schwächling und seine durchtrainierten Arme waren mit bunten Tattoos bedeckt. Sein schwarzes Haar war kurz geschnitten, gekonnt frisiert und um seine Lippen spielte ein selbstbewusstes Grinsen. So ein Typ hätte Arlo auf der Highschool ordentlich eingeschüchtert. Er strahlte eine Art von natürlichem Charisma aus, die Arlo niemals begreifen würde.

»Mason, richtig?«, erkundigte sich Arlo und streckte ihm eine Hand hin.

Überraschend anmutig sprang Mason die drei Stufen hinunter und ergriff Arlos Hand. Seine Handfläche war warm und schwielig, und Arlo fragte sich unwillkürlich, wie lange er nicht mehr berührt worden war. Selbst Sage und Derek hatten ihm nicht die Hand geschüttelt und daran war er gewöhnt. Das hier war... neu.

»Ja, Sage hat gesagt, wir sollen alles durchgehen, was ich hier bisher übernommen habe. Größtenteils geht's ums Putzen, aber es gibt auch handwerklich was zu tun, wenn du Lust hast.«

Arlo zog eine Augenbraue nach oben. »Ich will dir keine Arbeit wegnehmen.«

Daraufhin lachte Mason auf und schüttelte den Kopf. »Glaub mir, ich hab überhaupt nichts gegen ein weiteres Paar Hände. Die Kids haben alle dafürgestimmt, dass wir Ziegen halten, deshalb sind wir gerade dabei, eine Scheune zu bauen. Und das dauert um einiges länger, als ich erwartet habe.«

Arlo musste schmunzeln. »Ziegen?«

»Alter, geht mich nichts an. Ich bin bloß hier, um den Kram dann zu bauen.« Als er grinste, zeigten sich leichte Grübchen auf seinen Wangen und etwas schief stehende Eckzähne, die seinem Gesicht noch mal zusätzlich Charakter verliehen. »Hast du damit Erfahrung?«

Arlo stieß ein leises Lachen aus. »Ja. Ich saniere gerade ein Haus mitten im Nirgendwo, das ich kürzlich gekauft habe. Mein Dad hat in meiner Kindheit viel Wert darauf gelegt, bei allem selbst anzupacken, wie ein echter Mann.«

Mason verdrehte die Augen und bedeutete Arlo, ihm zu folgen, während er das Gebäude umrundete. »Kenn ich. Mein Dad war ganz versessen darauf, dass ich mich auch ja einfüge. Er ist mit zwanzig aus Peking hierhergekommen und die Angehörigen meiner Mom waren... na ja, orthodoxe Juden und nicht gerade begeistert von dem chinesischen Buddhisten. Er hat es total damit übertrieben, dass meine Brüder und ich Abstand von unserem asiatischen Erbe brauchen. Er ist fast durchgedreht, als er rausgefunden hat, dass ich am Wochenende regelmäßig in dieser Hipsterbar in Denver an Poetry-Slams teilnehme.«

Arlo verschluckte sich beinahe an seiner eigenen Spucke. »Du bist Entertainer?«

Mason blieb stehen, drehte sich zu Arlo um und fixierte ihn mit einem herausfordernden Blick. »Ja. Ich mach's nicht mehr so oft wie früher, aber es gefällt mir. Und ich bin gut.«

Arlo hob beschwichtigend die Hände und trat einen Schritt zurück. »Das war nicht abschätzig gemeint, wirklich. Ich finde das bewundernswert. Ich habe echt heftiges Lampenfieber, deshalb kann ich nicht... Nein. Also, ich kann mir noch nicht mal im Traum vorstellen, auf der Bühne zu stehen und...«

»Deine Seele zu offenbaren?«, schlug Mason vor und sein Tonfall war spitz und reserviert.

»Überhaupt irgendwie Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen...« Seine Wangen wurden heiß und er schüttelte den Kopf. »Das ist echt mutig. Sich vor Menschen zu stellen, sich ihrem Urteil auszuliefern... Ich... Das ist toll.«

Masons Miene wurde weicher. »Das ist nicht jedermanns Sache. Für sich zu bleiben, hat auch was mit Mut zu tun. Mir ging es vor allem darum, gesehen und gehört zu werden, weil ich in meiner Kindheit immer der kleine, seltsame chinesische Jude war. Wenn ich mal bemerkt wurde, bin ich auf dem Spielplatz verprügelt und mit rassistischen Beleidigungen beschimpft worden, während die mir mein Essensgeld geklaut haben. Das wollte ich einfach ändern.«

Arlo schob eine Hand in die Hosentasche. »Kann ich nachvollziehen. Mein Dad ist dieser blonde, blauäugige weiße Schrank von einem Mann, dessen gesamte Ahnenreihe aus Europa stammt. Als er meine Mom geheiratet hat, hat er das mit der Genetik nicht so ganz verstanden, schätze ich. Er dachte wohl, wenn er sich ganz angestrengt weiße Söhne wünscht, würde Gott sie ihm schon schenken. Und dann bekam er mich.« Arlo zuckte hilflos mit den Schultern. Für seine dunkle Hautfarbe und Identität entschuldigte er sich schon seit Jahren nicht mehr. Aber das hieß nicht, dass die Narben, die sein Vater hinterlassen hatte, nicht ab und zu trotzdem schmerzten. »Jedenfalls, tut mir leid, ich... ich wollte nicht wie ein Arschloch rüberkommen.«

»Liegt wohl an deiner Optik«, erwiderte Mason. Sein Grinsen verriet, dass es zumindest halb als Scherz gemeint war, aber Arlo wusste aus Erfahrung, dass ein Körnchen Wahrheit in dieser Aussage lag. Das war ihm bewusst. Er wusste, wie er aussah. »Sage meinte, du warst beim Militär?«

»Ich war bei den Marines«, gab Arlo zu. Sie gingen weiter und kamen dann am Zaun, der das Grundstück einfasste, zum Stehen. In der Ferne konnte Arlo das Grundgerüst der Scheune und den etwas höheren Maschendrahtzaun um die zukünftige Weide für die Ziegen erkennen.

»Klingt hart«, sagte Mason leise.

Arlo zuckte mit den Schultern. »Ich bin schon klargekommen. Im Gefecht war ich kaum. Ich hab als Mechaniker gearbeitet, aber hauptsächlich von hier aus. Mein Dad war...« Er verstummte und leckte sich die Lippen, während er das Echo der enttäuschten Frage seines Vaters verdrängte, warum Arlo nichts Größeres geleistet hatte – nicht heldenhafter, tapferer und stärker gewesen war. »Alle in meiner Familie sind entweder im Kampf gefallen oder nach dem lebenslangen Militärdienst in den Ruhestand gegangen. Mein Dad arbeitet jetzt fürs Pentagon. Ich denke, er hat gehofft, ich würde den gleichen Weg einschlagen. Er war nicht gerade begeistert, als ich ihm erzählt habe, dass ich eine kleine Bruchbude in Colorado kaufe und dort Hunde züchten will. Keine Ahnung, was er dazu sagen würde, dass ich gerade einen Job als Putzkraft im *Ted House* angenommen habe.« Aber er hatte keinen Kontakt mehr zu seinem Vater, also musste er es wohl nie erfahren.

Mason zog eine Augenbraue nach oben. »Hundezüchter?«

Den Tonfall hatte Arlo schon oft gehört – spöttisch und abwertend. Er seufzte. »Nachdem ich das Militär verlassen hatte, hab ich ehrenamtlich beim Veteranenministerium gearbeitet. Nur... größtenteils Papierkram und so, aber ich hab dabei eine Menge Veteranen kennengelernt, die Arbeit brauchten. Aber mehr noch haben sie etwas anderes gebraucht. Ich habe beobachtet, wie sehr ihr Leben sich verbessert hat – wie sie sich allmählich wieder menschlich gefühlt haben –, wenn sie Assistenzhunde bekommen haben. Und da ist mir klar geworden, dass ich das machen will.«

»Oh«, stieß Mason aus und trat einen Schritt näher. »Ich dachte, du meinst...«

»Ich weiß«, unterbrach Arlo ihn. »Du dachtest, ich wäre so ein Mistkerl, der diese winzigen Modehunde züchten will, um Geld zu scheffeln. Das unterstellen mir alle. Genauso wie sie mir unterstellen, ein Riesenarschloch mit Aggressionsproblemen zu sein, weil ich eben so aussehe.« Er wedelte mit einer Hand an seinem Körper auf und ab, nur um dann so heftig zu erröten, dass ihm schwindelig wurde. »Entschuldige. Shit. Es ist bloß...«

»Schon gut. Glaub mir, ich versteh's. Man sollte meinen, dass ich es besser machen würde, weil ich auch mein Leben lang in eine Schublade gesteckt wurde, aber auch ich kann ein Arsch sein. Sorry, Mann.« Er streckte noch einmal die Hand aus und Arlo ergriff sie ohne zu zögern. »Noch mal von vorne?«

Arlo nickte. »Ja. Gerne.«

»Cool. Dann zeige ich dir mal, wo du morgen anfangen kannst.«

Die Arbeit im *Ted House* machte ihm Spaß. Er war sich nicht ganz sicher gewesen, ob es so eine gute Idee war, als Hausmeister in einem Heim voller unglaublich reizbarer Teenager zu arbeiten – und Arlo war sich bewusst, dass er vermutlich so aussah wie die Scheißkerle, unter denen die Kids gelitten hatten. Und manche von ihnen machten tatsächlich einen großen Bogen um ihn, aber sie schienen zumindest keine Angst vor ihm zu haben. Wahrscheinlich weil Sage und Derek ihm ähnlich sahen – groß, einschüchternd, mit einer dunklen Vergangenheit.

Wenn überhaupt, machten sie sich ab und zu einen Spaß daraus, ihn aufzuziehen und zu sehen, ob sie eine Reaktion provozieren konnten. Das machte ihm nichts aus. Es waren tolle Kids – witzig und clever und elende Klugscheißer. Wenn er es gewagt hätte, seinem Dad gegenüber so die Klappe aufzureißen, hätte ihm das eine Abreibung mit dem Ledergürtel eingebracht. Es tat ihm gut zu beobachten, wie sie ein Gefühl von Unabhängigkeit und Freiheit entwickelten – wie die Angst Stück für Stück dem Gefühl von Geborgenheit und Zugehörigkeit wich.

Er würde nie wissen, wie es sich anfühlte, in ihrer Haut zu stecken, doch er erkannte den Schaden, den abwesende Eltern anrichteten. Jedes Mal, wenn Soren mit einem schluchzenden, im Stich gelassenen Kind an seiner Seite durch die Tür kam, wollte er die Eltern ausfindig machen und ihnen mal ordentlich die Meinung sagen. Sie, wenn nötig, mithilfe seiner Fäuste zur Vernunft bringen – und Arlo hatte nie einen Hang zur Gewalt gehabt.

Doch jetzt entdeckte er, dass er gewalttätig sein könnte und auch werden würde – zumindest wenn es um diese Kinder ging. Es war interessant, das nach all den Jahren über sich herauszufinden.

Arlo war nie ein Familienmensch gewesen. Überhaupt hatte er sich nie viele Gedanken über seine Zukunft gemacht. Er war knapp dem wohlgedachten Plan entkommen, den seine Eltern für sein Leben hatten – eine Karriere beim Militär, eine Frau zu Hause, eine Handvoll Kinder, ein Ruf, mit dem sie angeben konnten.

Er war nie länger als ein paar Wochen mit jemandem ausgegangen, und diese Wochen konnte man kaum als Beziehung bezeichnen. In der Regel war er nur mit ihr von der Bar nach Hause getaumelt und hatte eine schnelle Nummer geschoben, bevor sie hastig in ihren Schlafsaal zurückgekehrt war, um von niemandem gesehen zu werden. Er hatte sich noch nie verliebt und momentan verschwendete er keinen einzigen Gedanken an Frauen, Sex oder Dates. Er... existierte einfach nur so.

Er wusste nicht, ob das irgendwas zu bedeuten hatte – ob er sich darüber den Kopf zerbrechen sollte.

Jetzt, dank seiner Arbeit im *Ted House*, änderte sich das allerdings. Die Kids versuchten alle verzweifelt zu verstehen, was Familie ausmachte, und die Menschen, die das Haus leiteten, waren so weit von Arlos Lebensrealität entfernt, dass er es nicht ganz begreifen konnte. Derek und Sage waren beide verheiratet, hatten beide Kinder, die hier ab und zu durch die Gegend rannten, und wann immer ihre Ehemänner auftauchten, hatten sie beide ein verträumtes Grinsen auf den Lippen.

Es gehörten noch andere Menschen dazu, die immer wieder zu Besuch kamen und Arlo unterschwellig jedes Mal aufs Neue mit der Nase darauf stießen, dass er hier aus der Reihe fiel. Die anderen mit ihren gefühlvollen Blicken und den beiläufigen Berührungen und hin und wieder einem geflüsterten *Ich liebe dich*. Und es war nicht so, als hätte er den Wunsch danach noch nie verspürt, doch er hatte sein halbes Leben lang eine Heidenangst davor gehabt, was sein Dad jemandem, den er mit nach Hause brachte, sagen oder tun könnte. Außerdem wusste er, dass bei seinen Zielen – seiner Zukunft – kein Platz für einen Partner blieb.

Er konnte sich ja kaum um sich selbst kümmern. Warum sollte er noch jemanden darin verwickeln?

Die Menschen im *Ted House* jedoch gaben ihm das Gefühl, willkommen zu sein – oder zumindest geschätzt zu werden. Sage war großzügig mit seinem Lob, stellte vernünftige Anforderungen und verteilte bedachte Komplimente. Er behandelte Arlo nicht, als wäre er ein Riesenarschloch, aber er übertrieb es auch nicht und tat so, als wäre er zerbrechlich.

Er überreichte ihm einfach eine To-do-Liste, beantwortete seine Fragen und versuchte nie, die Kids von Arlo fernzuhalten, als wären seine beeindruckende Größe und die tiefe Stimme bedrohlich. Es war eine ganz neue Erfahrung und er wusste nicht so recht, was er davon halten sollte. Doch er wollte die Hände um die flackernde kleine Flamme legen, die sein neues Leben war, um sie zu beschützen, damit sie nicht allzu schnell wieder erlosch.

Arlo gefiel auch, dass er am Ende des Tages müde war. Es gefiel ihm, dass der Job ihn erschöpfte, dass die unablässige Fragerei der Kids ihn zum Nachdenken brachte, dass er miteinbezogen wurde, als würde man seinen Beitrag zum Gespräch respektieren.

Heute hatte er neue Fliesen gelegt. Sein unterer Rücken schmerzte, weil er auf dem Badezimmerboden hatte knien müssen, und Müdigkeit machte sich in ihm breit.

Natürlich entschied sich der Himmel genau in dem Moment, seine Schleusen zu öffnen, als er noch ein paar Hundert Meter von seiner Eingangstür entfernt war. Das Dach war mittlerweile größtenteils

dicht, die Wände waren gedämmt und er hatte vorn und an den Seiten der Rasenfläche ein Gefälle angelegt, damit das Wasser besser abfließt, aber die regenreiche Jahreszeit war immer noch eine Herausforderung, wenn er eigentlich etwas schaffen wollte.

Vorsichtig lenkte er sein Auto um die Kurve der unbefestigten Straße, wobei die Reifen tief im Schlamm einsanken, und die Scheinwerfer warfen ihr fahlgelbes Licht auf die Einfahrt. Sein Wagen stand schon fast, als er eine Bewegung in der Nähe der Veranda wahrnahm. Er beugte sich vor, schaltete die Scheibenwischer auf die höchste Stufe und sah neben der Treppe ein abgemagertes, zottiges Tier, das hektisch im Boden grub.

Ein Kojote – und er sah hungrig und gefährlich aus. Offenbar hatte sich seine Beute unter dem morschen Holz verkrochen und Arlos Herz verkrampfte sich. Vermutlich war es nur ein Eichhörnchen, aber er konnte es nicht mit ansehen, wenn der Kojote ein Tier riss. Arlo zögerte, dann drückte er auf die Hupe.

Der Kojote zuckte zusammen und riss den Kopf hoch. Der Blick aus seinen dunklen Knopfaugen fand Arlo, bevor er herumwirbelte und rasch zwischen den Bäumen verschwand.

Arlo ließ den Motor laufen und schob die Tür auf. Er verzog das Gesicht, als der Regen ihn sofort durchnässte, nachdem er einen Fuß nach draußen gesetzt hatte. Seine Stiefel sanken im Schlamm ein, doch er hastete trotzdem zur Veranda, ließ sich auf die Knie sinken und spähte durch ein kleines Loch unter den Treppenstufen. Darunter war es stockdunkel, also ließ er es drauf ankommen und zog sein Handy heraus, um mit der Taschenlampe in den finsternen Winkel zu leuchten.

Zunächst entdeckte er nichts, dann huschte der Lichtkegel über etwas Weißes. Da bewegte sich was. Er streckte den Kopf etwas weiter hinein und dann sah er ihn. Einen großen weißen Hasen, dessen Fell über und über mit Blut verschmiert war. Das Tier lag reglos auf der Seite. Es war gerissen worden und Arlo erkannte, dass ihm nicht mehr zu helfen war.

»Fuck«, stieß er hervor und stemmte eine Hand auf den Boden, um sich nach hinten zu schieben. Da tauchte ein kleiner Kopf hinter dem Rücken des Hasen auf. Und dann noch einer. Zwei Häschen schauten ihn an. Sie schienen erst vor Kurzem die Augen geöffnet zu haben und ihre winzigen Körper waren nur spärlich von Fell bedeckt.

Sein Puls dröhnte in seinen Ohren und er streckte eine Hand aus, doch sie krabbelten hastig von ihm weg. Er betastete den großen Hasen und das bestätigte seine Vermutung – der Kojote hatte sie erwischt, bevor sie sich in Sicherheit bringen konnte. Wenn er nichts unternahm, würden die kleinen Häschen sterben.

»Alles gut«, sagte er leise und beruhigend. »Ich weiß, dass ihr Angst habt, aber ich werd euch nichts tun. Okay? Wir schaffen das zusammen.« Er atmete noch mal tief durch und startete dann einen weiteren Versuch, die Tierchen zu fassen zu bekommen. Komme, was wolle, er würde das hinkriegen.

Kapitel 3

Elliot's Stumpf schmerzte. Impftage waren immer furchtbar – nicht weil er kostenlose Impfungen verteilte, sondern weil so viele Menschen sie brauchten. Außerdem gab es noch die vielen Menschen, die sie wollten – die es sich mühelos leisten könnten, ihre Hunde und Katzen für das Vierzig-Dollar-Impfpaket vorbeizubringen, jedoch kein Problem damit hatten, anderen den Platz wegzunehmen, um das zu kriegen, was sie ihrer Meinung nach verdienten.

Er wünschte, sie könnten eine strengere Auswahl treffen. Mehr tun, als nur ein Schild ans Fenster zu hängen und die ersten fünfundsiebzig Tiere zu behandeln, die durch die Praxistüren kamen, doch das ging nicht. Er hatte nur wenig Personal, ein veraltetes System und einen Ruf zu verlieren.

Er betrieb die Praxis jetzt seit fast sieben Jahren – sieben Jahre Dienst an der eher stillen Bevölkerung von Fairfield – und er war glücklich. Meistens. Er war immer noch allein, hatte kaum Kontakt zu seinem Bruder und von einem Privatleben konnte man bei ihm auch nicht reden. Doch er war seinem Traum gefolgt und das bedeutete etwas.

»Colton ist schon weg«, ertönte Vityas Stimme von der Tür. »Nur noch ich übrig.«

Elliot sah auf und entdeckte den Philosophen, der am Türrahmen lehnte und lächelte, weil er immer lächelte, ganz egal, wie der Tag lief. »Danke, Mann. Gibst du heute Abend noch einen Kurs?«

Vitya schmunzelte. »Marcel und ich sagen den Kurs an Impftagen immer ab. Er geht nach Hause, gibt Colton Massage.«

Elliot musste lachen. »Ach ja? Und du? Mario hat doch bestimmt auch vor, sich gut um dich zu kümmern, oder?«

»Vielleicht kochen er mir was Leckeres«, antwortete Vitya mit einem einseitigen Schulterzucken. Mittlerweile war er nicht mehr Elliot's Assistent. Eine Reihe an Telefonaten hatte Vitya in Elliot's Büro geführt – einen Einwanderer mit ungeklärtem Status, der

niemals nach Russland zurückkehren konnte. Wären die Umstände anders gewesen, hätte Elliot ihn womöglich weggeschickt, doch Vitya hatte eine wahre Armee im Rücken gehabt: Erst Mario – ein Mann, den Elliot noch nie zuvor gesehen hatte –, dann Rowan, der versprach, dass Vityas Einwanderungserlaubnis in Arbeit war, und schließlich das gesamte *Ted House*.

Die Entscheidung, Vitya einzustellen, war ihm daher nicht schwergefallen. Er bezahlte ihm ein besseres Gehalt, als er in seinem vorherigen Job bekommen hatte, hatte etwas zu seiner Augenoperation beigesteuert und Mut zugesprochen, als Vitya erfahren hatte, dass er trotz der Behandlung vollständig erblinden würde. Mittlerweile hatte Vitya seinen Platz gefunden und war mit der Philosophie zu seinen Wurzeln zurückgekehrt, nachdem er zusammen mit Marcel ein Studio eröffnet hatte. Und hin und wieder, wenn viel los war, sprang er bei Elliot ein.

Das war einer der Gründe, warum Elliot es so liebte, in Fairfield zu arbeiten. Selbst wenn er sich wie das größte Arschloch aufführte – und er hatte sich einer Menge Leuten gegenüber echt beschissen verhalten –, wollten sie ihn trotzdem dahaben. Sie gaben ihm das Gefühl, zur Familie zu gehören. Sogar Colton hatte sich nicht gesträubt, als er für sein Studium Stunden in Elliots Praxis ableisten musste, obwohl er in der Vergangenheit seine Wut oft genug an dem Jungen ausgelassen hatte.

Und nichts davon war Coltons Schuld gewesen. Es war bloß schwierig – er war ein orientierungsloses Pflegekind mit einem Groll gegen die ganze Gesellschaft gewesen, der Elliot viel zu sehr an seinen Bruder erinnerte. Der war abgehauen, sobald er die Chance dazu gehabt hatte. Colton war nicht Wes, aber er ähnelte ihm so sehr, dass Elliot nicht damit klargekommen war, als Colton zum ersten Mal in seinem Büro vor ihm gestanden an.

Und Elliot bildete sich ein, dass er an sich gearbeitet hatte. Dass er zumindest versuchte, ein besserer Mensch zu sein. Zu reflektieren, wie lange er seine Probleme an anderen Leuten ausgelassen hatte, war nicht leicht. Aber er wollte sich der Loyalität, die diese Menschen ihm entgegenbrachten, würdig erweisen.

»Warum machst du nicht Feierabend?«, schlug Elliot vor. »Das Unwetter wird schlimmer und ich muss mich nur noch um den Papierkram kümmern.«

Vitya schien zu zögern, nickte aber, als klar wurde, dass Elliot sich davon nicht abbringen lassen würde. »Du rufst an, falls du Notfall reinbekommst?«

»Klar«, antwortete Elliot, meinte aber eigentlich *Nein, auf keinen Fall*. Ihm tat von Kopf bis Fuß alles weh, doch er bekam das schon hin, wenn er seinen Freunden damit einen freien Nachmittag verschaffte.

Er begleitete Vitya zur Vordertür und beobachtete dann durch die beschlagenen Scheiben, wie er zu Marios Auto lief und einstieg. Gerade so konnte er Mario hinterm Steuer erkennen, der sich über die Mittelkonsole beugte, um Vitya einen Begrüßungskuss zu geben. Unweigerlich machte sich ein subtiler Schmerz in seiner Brust bemerkbar.

Er hatte Sex – nicht mehr so oft wie früher, doch es war nicht schwer, jemanden zu finden, wenn er dieses Bedürfnis stillen wollte. Doch seine selbst auferlegte emotionale Enthaltung machte ihm jedes Jahr mehr zu schaffen. Sein Haus fühlte sich leerer an, die Feiertage trauriger. Es gab noch Bobby, aber der kam langsam in die Jahre. Reisen war mühselig für ihn und Elliot hatte keinen Partner in der Praxis, der übernehmen konnte, wenn er mal länger Urlaub machen wollte.

Und obwohl Bobby behauptete, dass es ihm nichts ausmachte, wurde Elliot immer deutlicher bewusst, wie weit er von allen entfernt war. Sein Bruder schrieb ihm ab und zu eine Nachricht, aber das reichte kaum aus, um die Sehnsucht in Elliots Brust zu stillen.

Er ließ sich auf einen der Stühle im Wartebereich sinken, kramelte das Bein seiner Hose hoch und löste die Schnallen seiner Prothese. Vorsichtig zog er seinen Stumpf heraus, streifte die Socke ab und stieß ein erleichtertes Zischen aus, als die kühle Luft über seine malträtierte Haut strich. Die Rundung seiner Wade begann zu zucken, sodass er die Finger hineingrub, um die abgetrennten Nerven

und die strapazierten Sehnen zu beruhigen. Selbst nach so vielen Jahren war es immer noch seltsam, das Phantom eines Fußes zu spüren, der nicht mehr da war. Die Stelle zu berühren, wo sein Bein einfach aufhörte, und die gezackten Narben nachzufahren, half ihm dabei, sich zu erden. Aber an Tagen wie diesen, wenn es keine Hoffnung auf Schmerzlinderung gab, belastete es ihn auch.

Ihm fielen vor Erschöpfung die Augen zu, als jemand mit der Faust gegen die Vordertür hämmerte und ihn aufschrecken ließ. Die Scheibe klirrte und zusätzlich zum Prasseln des Regens hörte er die tiefe Stimme eines Mannes, der um Hilfe rief. Elliot erhob sich, fand sein Gleichgewicht auf einem Bein, drehte sich mit einer Hand an der Stuhllehne um und hüpfte zur Tür hinüber. Durch das beschlagene Glas entdeckte er einen Mann in einem dicken Mantel, der sich ein Bündel an die Brust drückte.

Er kannte diesen Tonfall, den hektischen Rhythmus des Klopfens. Was immer der Mann da in den Armen hielt, lag im Sterben. Elliot ließ die Prothese liegen, hüpfte zur Seite, entriegelte die Tür und konnte gerade noch so Platz machen, als der Mann schon hereinstürmte.

Er war riesig, mindestens zehn Zentimeter größer als Elliot, breitschultrig und mit muskulösen Armen, mit denen er das Stoffbündel umklammerte. Er streckte eine große Hand aus, um die Tür zu schließen, und schob dann die Kapuze zurück, unter der ein panisches Gesicht zum Vorschein kam.

Der Mann wirkte jung, hatte große dunkle Augen und volle Lippen, die er besorgt verzogen hatte. Aus den kurzen krausen Locken rann Regenwasser in mehreren Rinnsalen über seine braune Haut und er wischte es hastig weg, bevor er sich an Elliot wandte.

»Die hab ich gefunden. Ich brauche Hilfe. Sie brauchen Hilfe«, sagte er.

Elliot zog den Stoff beiseite, der – wie er jetzt erkannte – ein Stück eines T-Shirts war, und enthüllte zwei sehr kleine Hasenbabys, die nicht älter als ein oder zwei Wochen sein konnten. Ihnen wuchs gerade erst Fell und ihre Äuglein waren zwar geöffnet, aber nur

ganz leicht, und ihre Bewegungen waren unkoordiniert. Sie sahen gut genährt und unversehrt aus und sein Herz schmerzte, weil der Mann die Situation möglicherweise schlimmer gemacht hatte, indem er sie aus ihrem Bau geholt hatte.

»Ich weiß, dass es schwerfällt, Jungtiere in der Wildnis zu belassen – besonders bei diesem Wetter. Aber ich verspreche Ihnen, sie wären durchgekommen. Ihre Mutter...«

»Tot«, sagte der Mann emotionslos.

Elliot zog scharf Luft ein. »Sind Sie sicher?«

»Ein Kojote hat sie erwischt. Sie lag unter meiner Veranda, zusammen mit diesen beiden, aber als ich ihn verjagt hatte, war sie schon tot. Sie ist noch da, falls Sie nachsehen wollen, aber...«

Elliot schüttelte den Kopf und legte behutsam eine Hand auf die Tierchen. Sie waren unterkühlt – sie brauchten Wärme und etwas zu essen. Wenn sie bereits festes Futter zu sich nahmen, dann hatten sie vermutlich gerade erst damit angefangen.

»Ich wusste nicht, was ich tun soll. Ich wollte einfach nicht, dass sie sterben.« Der Mann drückte sie etwas fester an sich und Elliots Herz zog sich schmerzhaft zusammen.

»Folgen Sie mir«, sagte er und setzte zu einem Schritt an, bevor ihm etwas Wichtiges einfiel. Beinahe hätte er gelacht. So verdammt lange schon und er fiel immer noch auf die Nase, weil er seinen dummen Fuß vergaß. »Ähm. Warten Sie kurz... Mein Fuß...« Er deutete matt auf den Stuhl und der Mann machte große Augen, bevor er einen Schritt zurücktrat, um Elliot Platz zu machen, der hinüberhüpfte und sich setzte. Äußerst widerwillig rollte er die Socke wieder über den Stumpf.

»Militär?«, ertönte die Stimme des Mannes und riss Elliot aus seinen Gedanken. »Das Bein, meine ich. Und Sie haben diesen Blick drauf... Den kenne ich.«

Zum ersten Mal schaute Elliot sich den Mann genauer an. »Sie auch, hm?«

Der Mann lachte, ein tiefer grollender Laut, bei dem Elliot ein bisschen wärmer wurde. »Ja. Marines.«

»Army«, gab Elliot zu und wappnete sich für eine spöttische Bemerkung und Überheblichkeit, weil das hin und wieder vorkam. Aber der Mann lächelte bloß verständnisvoll und nickte. »Die Verletzung hat meinen Dienst beendet, aber ich wollte eh raus. Und Sie?«

»Hab mich nicht wieder verpflichtet«, antwortete der Mann. Dann blinzelte er hektisch. »Shit. Sorry. Äh. Ich heiße Arlo. Bullock«, fügte er dann hinzu.

»Dr. Bethel, aber so nennt mich niemand«, erklärte Elliot, während er die Prothese überzog und das elastische Band mit dem Klettverschluss um seine Wade wickelte.

»Möchten Sie denn so genannt werden?«, wollte Arlo wissen.

Elliot blinzelte und lachte dann. »Das hat mich noch keiner gefragt. Ich meine, ab und zu wäre es ganz nett, wissen Sie? Ich habe mir den Arsch aufgerissen für diesen Titel, und dann nennen mich alle Elliot. Oder *Hey, Hunde-Doc!*«

Arlo lächelte ein bisschen sanfter und fuhr sich noch einmal mit der Hand übers Gesicht, um den letzten Rest Regenwasser wegzuwischen. »Schön, Sie kennenzulernen, Dr. Bethel.«

Elliot lachte erneut und stemmte sich hoch, wobei er sich bemühte, nicht das Gesicht zu verziehen, als Schmerz bis zu seinem Knie hochjagte. »Elliot ist schon in Ordnung. Besonders weil ich genau genommen gerade nicht im Dienst bin.« Er ließ Arlo keine Zeit, um zu protestieren, und ging durch den Bogendurchgang in das erste Untersuchungszimmer. »Ich hole schnell eine angewärmte Decke, dann können Sie sie ablegen.«

Er trat an den Deckenwärmer, holte zwei heraus und drapierte sie auf dem Tisch, bevor er Arlo half, die Häschen in das kleine Nest zu setzen. Sie bewegten sich kaum, sondern blinzelten sie nur schläfrig an, und Elliot hatte den Eindruck, dass sie einen Mordshunger haben mussten. Er wusste nicht genau, ob er das richtige Futter für Hasenbabys dahatte, aber in der Nähe gab es eine Tierfutterhandlung, wo er bekommen konnte, was er brauchte.

»Wissen Sie zufällig, wie lange die Mutter schon tot war?« Er holte sein Stethoskop aus einer Schublade, legte es sich um den Hals und zog sich Handschuhe über. Mit der Fingerspitze rollte er das größere Häschen auf den Rücken und stellte fest, dass es ein Männchen war. »Sie sehen nicht aus, als wären sie am Verhungern.«

Arlos Mundwinkel zogen sich noch weiter nach unten. »Hm. Kann nicht lange gewesen sein. Das Mistvieh war noch dabei, sie unter der Veranda rauszuholen, als ich nach Hause gekommen bin.«

Wenn Elliot raten müsste, war das Muttertier erst seit wenigen Stunden tot, wenn überhaupt. Die Häschen waren nass und kalt, aber in relativ guter Verfassung. Eigentlich war er sich sogar ziemlich sicher, dass es gar keine wilden Hasen waren. »Ich glaube, da ist jemandem das Haustier weggelaufen«, vermutete er, während er sich vorbeugte, um auf den hektischen Puls der Kleinen zu lauschen. »Ohne die Mutter gesehen zu haben, kann ich keine Aussage über die Rasse treffen, aber ich würde Geld darauf verwetten, dass es Zwergwidder sind.«

Arlo biss sich auf die Lippe. »Die Mutter war ganz weiß, falls das etwas hilft?«

Elliot musste unwillkürlich lächeln. »Nicht wirklich. Aber«, er zögerte, weil er eigentlich mit dem Papierkram fertig werden und sich zu Hause ein heißes Bad einlassen sollte, »wenn Sie mich hinbringen, könnte ich sie herholen und sie untersuchen.«

Arlo schien zu zögern, aber nur kurz. »Was ist mit den Kleinen hier?«

»Na ja«, sagte Elliot und stupste das erste Häschen an, »sie werden eine Menge Zuwendung brauchen. Wenn die Mutter wirklich ein Haustier war, sollten wir uns vermutlich umhören, ob die Hasenbabys jemandem gehören.«

»Aber sie kommen durch?«, erkundigte er sich leise.

Schulterzuckend strich Elliot mit einem Finger über die Öhrchen. »Sie kommen durch. Sie werden Hilfe brauchen. Sie sind noch nicht entwöhnt, also müssen sie gefüttert werden, und sie

können so nicht draußen bleiben. Natürlich können wir sie hier aufnehmen. Ich habe hinten einen Schuppen, in dem auch die Hunde untergebracht...«

»Nein«, stieß Arlo hervor und griff nach den Häschen. »Entschuldigung, aber... wäre das nicht traumatisierend für sie?«

Elliot zog eine Augenbraue nach oben. »Sie sollen ja nicht zu den Hunden. Ich habe da bloß Platz für sie.«

Arlo nickte. »Das... das wäre wohl am besten, oder? Ich meine, ich muss zur Arbeit und mein Haus ist noch... also, es ist noch nicht fertig«, stammelte er. »Das ist vermutlich kein geeigneter Platz für Hasenbabys.«

Elliot musste sich hart am Riemen reißen und die Hände zu Fäusten ballen, um nicht stattdessen eine Hand auf Arlos Arm zu legen. »Warum helfen Sie mir nicht dabei, diese zwei in einem der Käfige einzuquartieren? Normalerweise würde ich sie in einen kleinen Brutkasten legen, aber meine Vorräte sind gerade ziemlich knapp. Wir holen ihnen eine Heizmatte, etwas Wasser und etwas Heu. Und dann schauen wir mal nach der Mami.«

Arlo wirkte unsicher und sein Blick huschte zwischen Elliots Gesicht und den Häschen, die in seinen Händen zitterten, hin und her. »Ich«, setzte er an und stieß dann den Atem aus. »Ja. Ja, so ist es wahrscheinlich am besten.«

Die Anspannung wich aus Elliots Schultern und er trat einen Schritt zurück, wobei er sich die Handschuhe abstreifte. »Nehmen Sie die Decken mit und folgen Sie mir. Ich habe einen desinfizierten Käfig da, in dem wir sie unterbringen können.« Er humpelte zur Tür und lauschte, ob Arlo seinen Anweisungen Folge leistete, bevor er hindurchhumpelte und ins hintere Zimmer voranging, wo sich die Zwinger befanden.

Derzeit hatte er ein Kätzchen aus dem Tierheim da, das gerade eine Dosis Antibiotika und Schmerzmittel ausschließ, aber das war's. Die Hasenbabys würden sich hier wohlfühlen – es war ein ruhiger, stiller Raum, in dem sie sich von ihren Erlebnissen erholen konnten.

»Hier.« Als Elliot sich umdrehte, entdeckte er Arlo dicht hinter sich, der das Bündel fest an die Brust presste. »Setzen Sie sie einfach hier rein und ich hole noch eine Wasserflasche und packe ihnen etwas Heu oder Pellets dazu. Sie werden einen Brutkasten brauchen, aber das reicht für den Moment.« Hauptsächlich tat er das, um sich von dem Anblick abzulenken, wie der große Mann die beiden neugeborenen Häschen zärtlich in den Händen hielt, als könnten sie zerbrechen.

Normalerweise hütete Elliot sich davor, sich auf jemanden einzulassen, aber er hatte nun mal ein Herz und eine Schwäche für den Kontrast zwischen Stärke und Zärtlichkeit. Er schluckte schwer und wandte sich hastig dem Vorratsschrank zu, um herauszuholen, was er brauchte.

Die Wasserflaschen waren leicht zu beschaffen, aber das Heulager war leer, allerdings stand noch ein Glas mit Pellets ganz oben im Schrank. Als er sich streckte, krampfte sein Bein und ein Stich jagte bis hinauf zu seiner Hüfte. Er konnte sich ein schmerzerfülltes Zischen nicht verkneifen und hielt sich an der Arbeitsplatte fest, während er darauf wartete, dass es vorüberging.

Als er sich noch aufs Atmen konzentrierte, berührte eine warme Hand ihn an der Seite. »Da oben?« Arlos tiefe Stimme erklang neben ihm und Elliot brachte nur ein Nicken zustande. Er schloss die Augen, während Arlos Hand an seiner Seite liegen blieb und die andere nach dem Behälter tastete. Elliot bekam sich gerade wieder unter Kontrolle, als das Glas vor ihm auf der Arbeitsplatte abgestellt wurde.

»Sorry. Impftage machen mich immer komplett fertig«, gab Elliot zu, was ihm sehr viel leichter fiel, als zu gestehen, dass die Berührung ihn aus der Fassung brachte. Es war nicht gelogen – eben nur die halbe Wahrheit. »Ich bin seit vier Uhr heute Morgen auf den Beinen.«

Arlo verzog mitfühlend das Gesicht, während er die Hand zurückzog, und Elliot bemühte sich, dem Verlust nicht hinterherzutraumern. »Nachdem ich aus dem Dienst ausgeschieden bin, habe ich für das Veteranenministerium gearbeitet. Ich weiß, wie hart das ist.«

Woher willst du das wissen, du bist nicht verletzt, beschwerte sich sein Gehirn, doch er wusste, dass das nur ein Reflex war. Jahrelang hatten Menschen versucht, seine Situation nachzuvollziehen, und er hasste das. Er hasste es, wie Leid andere anzog und wie viele Leute danach suchten. Mittlerweile sprach er kaum noch über seine Verletzung, seine Zeit beim Militär, seine Erlebnisse. Er wollte für diejenigen stark sein, die es brauchten, aber meistens war er nicht mal stark genug für sich selbst. Er war einfach müde. Seine Vergangenheit hatte ihn an dem Tag aufs Schlimmste eingeholt, als sein Bruder aufgetaucht und dann wieder verschwunden war. Und er wusste nur, dass – obwohl Bobby und Claire alles gegeben und ihn geliebt hatten – es nicht genug gewesen war, um das zu heilen, was sein Vater kaputt gemacht hatte.

»Normalerweise ist es erträglich. Ich muss schon lange damit klarkommen.« Ihm war bewusst, dass seine Stimme schroff und abweisend klang, aber er konnte nichts dagegen tun. Er schnappte sich die Wasserflasche und schraubte den Filteraufsatz darauf. »An manchen Tagen ist es anstrengender als an anderen. Ich hätte es ahnen müssen, als Mrs. Wright mit ihren fünf gottverdammten Zwergspitzen hier reinspaziert ist.«

Arlo fletschte die Zähne und zog scharf Luft ein. »Fuck. Ernsthaft? Fünf von der Sorte?«

»Ja«, stieß Elliot hervor. Er griff nach den Pellets und einem kleinen Napf und kehrte zu dem Käfig zurück, wo sich die Häschen zusammengerollt hatten und auf der Decke eingeschlafen waren, während die Heizmatte auf niedrigster Stufe lief. »Sie braucht die kostenlose Impfung noch nicht mal. Die blöde Kuh fährt einen Lexus und steht trotzdem jeden Monat bei den kostenlosen Angeboten auf der Matte. Es würde mich noch nicht mal stören, wenn es nur ein Hund wäre, aber es geht hier um fünf. Das bedeutet, dass ich fünf andere Menschen ablehnen muss, die sich einen Besuch beim Tierarzt normalerweise nicht leisten könnten, und ich...« Er verstummte abrupt. »Entschuldigung. Himmel, ich bemühe mich, bei diesem Thema nicht wie ein komplettes Arschloch rüberzukommen.«

Arlo schüttelte den Kopf, während er Elliot dabei half, die Wasserflasche an der Seite des Käfigs zu befestigen. »Ich versteh's. Alle haben ihre eigenen Probleme, aber es fällt schwer, sich mit seinem Urteil zurückzuhalten, wenn man Menschen wegschicken muss, die es verdient hätten.«

Elliot fuhr sich mit den Fingern durch die kurzen Haare und trat einen Schritt zurück. »Jedes Mal, wenn ich darüber rede, sagt mir irgendwer, dass man sich keine Haustiere anschaffen sollte, wenn man sich ihre Behandlung nicht leisten kann. Aber das ist so...«

Arlos Mundwinkel zuckten nach unten. »Ja.«

»Haustiere sind mehr als bloß ein Luxusaccessoire«, fuhr Elliot fort. Ein Feuer brannte in ihm und er versuchte, es im Zaum zu halten, doch es fiel ihm schwer. »Menschen, die kaum über die Runden kommen, bringen mir keine überzüchteten Modehunde. Sie bringen mir Mischlinge, die sonst kein Zuhause hätten. Die ihnen einen Grund geben, morgens aufzustehen. Die wochenlang in einer Tötungsstation hocken würden, bevor sie eingeschläfert werden, weil irgendein Arschloch von einem Hinterhofzüchter sich nicht die Mühe gemacht hat, sie kastrieren zu lassen. Diese Tiere verdienen Liebe und diese Menschen verdienen etwas Ruhe.« Seine Wangen wurden noch etwas wärmer. »Sorry. Noch mal.«

Arlo streckte eine Hand aus, ganz langsam, so als würde er damit rechnen, dass Elliot zurückwich. Seine Finger zitterten, als er sie auf Elliots Arm legte. »Ich sage nicht, dass Sie aufhören sollen, allerdings rennen Sie bei mir nur offene Türen ein.«

Elliot stieß leise den Atem aus und lächelte dann. »Danke. Fahren wir zu Ihnen, aber lassen Sie uns noch bei der Tierfutterhandlung haltmachen, damit ich Milchpulver für die Kleinen holen kann. Danach...«

»Sie betreiben hier keine Tötungsstation, oder?«, fragte Arlo.

Elliot erlaubte sich ein kurzes Auflachen und schüttelte den Kopf. »Nein. Tu ich nicht. Wahrscheinlich suche ich ihnen eine Pflegestelle und wenn sie wieder fit sind, gebe ich sie zur Adoption frei.« Er trat von Arlo zurück und steuerte sein Büro an, um seinen Stock zu

holen, damit er diesen Ausflug überlebte. Nachdem er sich seinen Schlüsselbund in die Tasche gestopft hatte, tauschte er seinen Kittel gegen seine Regenjacke aus. Als er sich umdrehte, lehnte Arlo an der Tür.

»Was dagegen, wenn ich fahre?«, fragte Arlo, während er seinen Schlüsselring um den Finger wirbeln ließ.

Elliot schüttelte den Kopf und war dankbar für die kleine Ruhepause. »Solange Sie uns auf dem Weg zu Ihnen nicht umbringen.«

Arlo schmunzelte und ließ Elliot voranhumpeln. »Keine Sorge, Mann. Sie können sich vertrauensvoll in meine Hände begeben.«

Und obwohl ihm da ein vollkommen fremder Mann gegenüberstand, glaubte Elliot ihm.

Es war keine große Überraschung, dass Arlo praktisch mitten im Nirgendwo wohnte. Die Straße ging von der Cooper Road ab und war einer dieser kaum instand gehaltenen Pfade, die man leicht übersehen konnte und der sich durch die Bäume wand. Es überraschte genauso wenig, dass Arlo einen Pick-up fuhr, dessen Stoßdämpfer den vielen Furchen und Schlaglöchern kaum etwas entgegenzusetzen hatte, sodass Elliot ein bisschen mulmig zumute war, als sie schließlich anhielten.

Das einzig Gute war, dass der Regen nachgelassen hatte. Allerdings mussten sie sich jetzt im Dunkeln durch den Morast zu der baufälligen Veranda der vernachlässigten Hütte kämpfen. »Hier wohnen Sie?« Elliot konnte sich die Frage nicht verkneifen, als sein Stock mehrere Zentimeter in den Schlamm einsank.

Arlo rieb sich den Nacken und wirkte im Licht der Scheinwerfer etwas verlegen. »Ja. Hm. Es ist eine Art Projekt. Ich habe es mit meinem Erbe gekauft und wollte es renovieren. Dann ist mir nur irgendwann das Geld ausgegangen und deshalb geht es jetzt etwas langsamer voran als geplant.«

Elliot schenkte ihm ein mitfühlendes Lächeln. »Ja, es ist hart, sich hier etwas aufzubauen. Ich meine, ich liebe diese Stadt, aber der Geldbeutel wird hier ziemlich strapaziert.«

Arlo brummte zustimmend und etwas an seinem Gesichtsausdruck verriet Elliot, dass der Mann sehr viel mehr war als nur ein imposanter Marine. Doch er würde nicht nachbohren. »Also, der Hase ist hier drunter.« Arlo deutete auf ein Loch an der Seite der Verandatreppe.

Die Aussicht, auf allen vieren durch den nassen Matsch zu kriechen, war nicht gerade reizvoll, doch Elliot nahm trotzdem das Handy von Arlo entgegen, um mit eingeschalteter Taschenlampenfunktion in die Dunkelheit zu spähen. Einen Hasen konnte er nicht erkennen, aber da war Blut und, als er sich etwas vorbeugte, Fellreste. Sein Magen krampfte und er seufzte. »Ich befürchte, Ihr Kojote ist noch mal zurückgekommen.«

»Fuck«, stieß Arlo hervor.

Elliot richtete sich mithilfe seines Stocks wieder auf, gab Arlo das Handy zurück und versuchte vergeblich, seine Kleidung ein bisschen abzuputzen. »Hier draußen kann es ziemlich hart zugehen. Ich weiß, es ist schwer, damit fertigzuwerden, aber...«

»Es geht nicht um den Hasen«, platzte Arlo heraus und wirkte dann, als wäre er von sich selbst überrascht. »Ich meine, irgendwie schon. Die Kleinen sind jetzt zu Waisen geworden und das ist furchtbar.«

»Sie kommen schon durch«, versprach Elliot.

»Ich weiß.« Arlo stieß den Atem aus und fuhr sich mit einer Hand übers Gesicht. »Das wird sich bloß nicht gut auf meine ganze... auf meine Sache auswirken.«

Elliot zog eine Augenbraue nach oben. »Auf Ihre Sache?«

»Meine Pläne«, murmelte er. Dann seufzte er schwer, legte den Kopf in den Nacken und schaute hinauf in die Baumkronen, aus denen Regentropfen herabprasselten, als der Wind auffrischte. »Ich wollte Züchter werden. Von Hunden. Assistenzhunden«, fügte er hastig hinzu.

Elliot blinzelte ihn erstaunt an. »Züchter von Assistenzhunden?«

»Es ist dämlich«, murmelte Arlo. »Sie haben es ja schon gesagt. Das kann richtig teuer werden, stimmt's? Selbst wenn sie kostenlos abgegeben werden, ist es teuer, und eine Menge Leute werden aus den hirnrissigsten Gründen abgelehnt. Ich bin im Internet so oft auf Posts gestoßen, in denen Leute um Hundewelpen bitten, um selber einen Assistenzhund ausbilden zu können, weil sie abgelehnt wurden. Das ist nicht... Es ist einfach nicht fair. Und ich dachte mir, ich könnte meinen Beitrag leisten. Von der Ausbildung habe ich keine Ahnung, aber zumindest könnte ich diese Menschen mit Welpen versorgen. Es wären vielleicht keine aus einer klassischen Zuchtlinie oder so, aber...«

Die Worte lösten in Elliot etwas aus – keine Ablehnung, auch wenn dieser Plan noch riesige Löcher hatte, und genauso wenig Überraschung. Hätte ihm jemand vor einer Stunde gesagt, dass er demnächst mitten im Wald mit einem Marine über die Zucht von Assistenzhunden reden würde, hätte er ihn wahrscheinlich hemmungslos ausgelacht. Aber irgendetwas zog ihn in seinen Bann – die Leidenschaft vermutlich, denn Arlo klang genau so, wie Elliot sich gefühlt hatte, als er seinen Kollegen gegenüber den Plan verteidigt hatte, mehr als nur fünfundzwanzig kostenlose Impfungen im Monat anzubieten. Ihr Spott begleitete ihn noch heute – und ja, er hatte eine Menge geopfert. Er besaß kein großes Haus oder ein Luxusauto. Er machte nicht Urlaub auf den Fidschi-Inseln und seine Kleidung war durchschnittlich und schlicht.

Aber das spielte keine Rolle, weil er es auf die Beine gestellt hatte. Er war genau da, wo er hingehörte – und machte seine Arbeit nicht, um sich die Taschen zu füllen.

In Arlos Stimme schwang genau die gleiche Einstellung mit. Er wollte keine Hunde aufziehen, für die Leute dann Tausende von Dollar hinblättern mussten. Er hatte gesehen, was Menschen durchmachten, und wollte helfen.

»Können wir darüber ausführlicher reden?«, fragte Elliot nach einer kurzen Pause.

Arlo warf ihm einen zurückhaltenden Blick zu. »Ja?«

»Ich habe... Vielleicht habe ich da ein paar Ideen. Ein paar Kontakte. Aber es war ein verdammt langer Tag und ich habe gerade das Gefühl, als würde auch der Rest von meinem Bein noch abfallen, wenn ich mich nicht bald etwas ausruhen kann.«

Sofort machte Arlo ein erschrockenes Gesicht. »Oh Scheiße. Es tut mir so leid. Ich habe Ihnen wohl ziemlich den Tag versaut.«

»Nein«, entgegnete Elliot und hob beruhigend eine Hand, bevor er seinen Stock fester umfasste und zurück zum Auto ging. »Haben Sie nicht. Sie haben für die Häschen das Richtige getan und ich denke, sie sind mit den Hunden an einer guten Sache dran. Ich brauche bloß eine ordentliche Mütze Schlaf.«

Arlo setzte sich hastig ans Lenkrad und drehte die Heizung auf, wodurch der Schlamm auf Elliots Kleidung zu trocknen begann, doch er war trotzdem dankbar für die Wärme. Auf der Rückfahrt sprachen sie beide nicht viel, abgesehen von Elliots leisen Richtungsanweisungen zur Futterhandlung, und sie kamen zehn Minuten vor Ladenschluss dort an.

Arlo war so nett, reinzurennen und alles zu besorgen, was Elliot brauchte, und dann machte sich wieder diese seltsam beruhigende Stille zwischen ihnen breit, während sie zurück zur Praxis fuhren, wo Elliots Auto noch stand und die Häschen – hoffentlich – schlummerten.

»Werden sie ihre Mom vermissen?«, fragte Arlo, als sie vor dem Eingang hielten.

Elliot schenkte ihm ein schiefes Lächeln. »Wahrscheinlich. Aber sie schaffen es schon. Selbst die emotional komplexesten Lebewesen überleben den Verlust ihrer Eltern.«

»Warum hab ich das Gefühl, dass Sie das aus eigener Erfahrung wissen?«, riet Arlo.

Elliots Lächeln wurde etwas trauriger, doch diese Frage würde er nicht beantworten. Noch nicht. »Rufen Sie mich morgen früh gerne an.« Er zückte seinen Geldbeutel und zog eine Visitenkarte hervor, auf deren Rückseite eine Nummer gekritzelt war. »Die gebe ich nur meinen VIP-Patienten. Das ist meine Handynummer. Gehen Sie damit bloß nicht hausieren.«

»Danke«, sagte Arlo leise und schloss die Finger um die Karte. »Werden Sie, hm... Haben Sie genug Unterstützung bei der Pflege der Häschen?«

Elliot hätte beinahe gelacht, als er daran dachte, wie viele Kids drüben bei Sage sich dabei überschlagen würden, ihre Hilfe anzubieten. »Ich habe ein großartiges Team, keine Sorge. Aber kommen Sie gern vorbei, um nach ihnen zu sehen, okay? Und wir unterhalten uns noch.«

Arlo nickte und streckte Elliot dann eine Hand hin. Als sich ihre Handflächen berührten, hätte Elliot schwören können, dass etwas seinen Arm hinaufjagte, sein Herz umschloss und seine Kehle zuschnürte. Doch er ignorierte es. Er konnte es sich nicht erlauben, sich in der Wärme dieses Mannes zu verlieren. Dafür war in seinem Leben kein Platz. Keine Zeit.

»Bis bald?«, sagte Arlo hoffnungsvoll.

Elliot wusste, dass er verloren war, nickte aber trotzdem. »Auf jeden Fall.«

Kapitel 4

Die unbeantwortete Textnachricht brannte ein Loch in Arlos Hosentasche. Drei Tage waren vergangen und er hatte gerade mal ein paar Höflichkeiten mit Elliot ausgetauscht. *Dr. Bethel*, ermahnte er sich selbst. Er ging mit dem fremden Mann ein bisschen zu vertraut um – und das beschwor Gedanken herauf, die er nicht so richtig verstand. Arlo war bewusst, dass er nicht gerade der umgänglichste Mensch war. In der Schule war er der einzige Schwarze Junge inmitten privilegierter weißer Soldatenkinder gewesen – Sprösslinge von blauäugigen Generälen, wie sein Vater einer war. Und theoretisch war er einer von ihnen gewesen, ohne je wirklich *einer von ihnen* zu sein. Sie hatten sich über ihn lustig gemacht und ihn verspottet, und die Lehrkräfte waren viel zu schnell bereit gewesen, bei ihm hart durchzugreifen, weil sie Angst hatten, dass er eines Tages vielleicht doch auf die schiefe Bahn geriet. Er wusste, was es hieß, ständig diskriminiert zu werden – in seiner Jugend und sogar bei den Marines, als seine Vorgesetzten ausnahmslos der Meinung waren, dass er für etwas Brutaleres bestimmt war, als Jeeps zu reparieren und an Humvees rumzuschrauben.

Dadurch befand er sich in einer seltsamen Lage – abseits beider Kulturen und unsicher im Umgang mit allen Menschen, die ihm begegneten. Aber Elliot – Dr. Bethel – hatte nicht gezögert. Er hatte nicht ängstlich oder nervös ausgesehen, als ein Riese von einem Mann an die geschlossene Tür seiner Praxis gehämmert hatte. Er hatte Arlo einfach hereingelassen und sofort damit begonnen, dafür zu sorgen, dass seine wertvolle Fracht aus neugeborenen Häschen auch überlebte.

»... und sie waren so süß. Ich kann nicht glauben, dass er mir erlaubt, ihm die ganze Woche lang auszuhelfen.« Die Worte drangen an seine Ohren, als eine Gruppe von Kindern hereinkam, die von ihren Jobs nach der Schule zurückkehrten. Normalerweise arbeitete Arlo so spät gar nicht mehr, aber nachdem er

das komplette Haus geputzt hatte, hatte Sage erwähnt, dass mit einem der Abflüsse etwas nicht stimmte, was sich als ziemlich großes Problem entpuppte. Arlo hätte überhaupt keine Ahnung davon gehabt, wenn er nicht gerade seine eigenen Rohrleitungen installiert hätte, und es freute ihn, dass er dieses Wissen im *Ted House* zur Anwendung bringen konnte.

»Er hat gesagt, ich kann am Wochenende vorbeikommen, wenn er sie auf dieses kleine Rasenstück neben den Zwingern rauslässt«, sagte eines der anderen Kids. Sie standen jetzt im Flur und unterhielten sich gedämpft, aber aufgeregt miteinander. »Sie sind so niedlich, ich werd wahnsinnig. Sage erlaubt uns auf keinen Fall, sie zu behalten, aber ich will eins. Diese kleinen Näschen...«

»Ich hab gefragt«, sagte das Mädchen, das zuerst gesprochen hatte. »Er meinte, Hasen knabbern Kabel durch, deshalb können wir hier keine halten. Ich hab gehört, wie Elliot zu Vitya gesagt hat, dass sie sie wahrscheinlich einfach im Wald aussetzen, wenn sie nicht mehr mit der Flasche gefüttert werden müssen.«

Plötzlich verkrampfte sich Arlos Magen und diese komischen Gefühle, die er für Elliot empfunden hatte, verwandelten sich in schwelende Wut. Er würde sie aussetzen? Sie einfach... gehen lassen, einfach so? Ihre Mutter war bereits getötet worden und er war sich sicher, dass es Haustiere und keine wilden Hasen waren. Wie konnte er nur so große Töne spucken, wenn er doch nur wie alle anderen war? Kalt und gefühllos.

Arlo ließ den Schraubenschlüssel fallen, ohne einen weiteren Gedanken zu verschwenden, kam auf die Beine und wischte sich die Hände an seiner Arbeitshose ab. Als er die Tür aufzog, erschreckte er die Mädchen damit, woraufhin er ihnen einen entschuldigenden Blick zuwarf. »Tut mir leid. Ich hab bloß gehört, wie ihr euch über die Häschen unterhalten habt.«

Ihre Mienen wurden weicher. »Sie sind so süß.«

»Ja«, sagte die andere verträumt. »Ich werde sie so vermissen, wenn sie weg sind.«

Arlo ballte die Hände zu Fäusten, zwang sich dann aber, sich zu entspannen, bevor er nickte und an ihnen vorbeilief, ohne sich richtig zu verabschieden. Er konnte keinen klaren Gedanken fassen, als er in seinen Pick-up stieg – abgesehen von dem dringenden Bedürfnis, Elliot zu sagen, dass er das nicht tun durfte. Er würde die Häschen einfach mitnehmen, wenn es sein musste. Er würde einen verdammten Zaun bauen, um die Kojoten fernzuhalten, er würde einen Teil der Veranda absichern oder sie in seinem Wohnzimmer unterbringen. Was auch immer nötig war, damit sie eine bessere Chance hatten zu überleben als draußen in der Wildnis.

Die Fahrt zur Praxis war ziemlich kurz und nachdem er einen Parkplatz gefunden hatte, sackte er in sich zusammen, als eine Welle von Reue und Scham ihn überrollte. Was genau war eigentlich sein Plan? In die Praxis stürmen und den Tierarzt dazu auffordern, ihm die Tierchen zu übergeben? Damit erreichte er höchstens, dass die Cops gerufen wurden, und Arlo hatte einen Großteil seines Lebens damit verbracht, das um jeden Preis zu verhindern.

Jetzt saß er hier und fühlte sich wie ein kompletter Hornochse. Als könnte er tatsächlich...

Ein Klopfen am Fenster riss ihn aus dem Strudel der Selbstgeißelung und er schaute auf. Das Herz schlug ihm bis zum Hals, als er Elliot entdeckte, der mit einem kleinen Grinsen neben dem Wagen stand. Die Belustigung, die sein Grinsen ausdrückte, erreichte auch seine Augen und nur das brachte Arlo schließlich dazu, das Fenster runterzulassen.

»Hey«, sagte Elliot, sobald die Scheibe weit genug heruntergefahren war. »Alles okay? Sie wirken etwas aufgewühlt.«

Arlo schluckte schwer. »Ähm.« Und mehr bekam er nicht heraus, denn was sollte er bloß sagen?

Elliot's Lächeln verschwand und wurde durch eine gerunzelte Stirn ersetzt. »Ist alles in Ordnung?«

Die echte, aufrichtige Sorge in seiner Stimme löste einen Knoten in Arlos Innerem und er stieß zitternd den Atem aus. »Ja, schon. Bloß... Wussten Sie, dass ich im *Ted House* arbeite?«

Elliot blinzelte erstaunt. Also nein. Er hatte es nicht gewusst. »Das haben Sie nicht erwähnt, oder? Nur, dass Sie Assistenzhunde züchten wollen.«

Arlo zog die Unterlippe zwischen die Zähne und atmete langsam durch die Nase aus. »Ich bin der neue Hausmeister dort. Sage und Derek haben mich eingestellt, um zu putzen und hier und da mal was zu reparieren, wenn Mason gerade keine Zeit hat.«

Elliot's Miene wurde wieder etwas weicher. Er lehnte sich mit einem Arm ins Fenster und neigte den Kopf zu Arlo hinein. »Wie gefällt Ihnen die Arbeit?«

»Gut«, antwortete Arlo langsam. »Die Kids sind ziemlich toll.«

Elliot schmunzelte und schüttelte den Kopf. »Ja, das sind sie. Sage schickt mir diejenigen vorbei, die gerne ihren Morgen und Nachmittag damit verbringen, neugeborenen Häschen die Flasche zu geben. Worauf sie sich übrigens gerade vorbereiten, falls Sie reinkommen und helfen wollen?«

Arlos Puls schoss in die Höhe, denn ja, das wollte er. Nichts war wichtiger als nachzusehen, ob es ihnen gut ging. Und herauszufinden, warum Elliot darüber nachdachte, sie wortwörtlich den Wölfen zum Fraß vorzuwerfen. »Kann ich machen, ja.« Statt Antworten zu verlangen, zog er den Schlüssel aus der Zündung, stieg aus und schlug die Tür hinter sich zu. Elliot humpelte wieder ein bisschen, hatte diesmal aber keinen Stock dabei, als er Arlo um die Praxis herum nach hinten zu einer offenen Tür führte.

»Ich habe auf eine Lieferung gewartet, als ich Ihr Auto entdeckt habe«, erklärte Elliot und schob die Tür für Arlo etwas weiter auf. »Ich habe mir schon Sorgen gemacht, dass Sie noch mehr Häschen gefunden haben.«

Arlo folgte Elliot stirnrunzelnd durch den ihm schon bekannten Flur. Diesmal begegneten sie anderen Leuten in OP-Kleidung, die ein bisschen gehetzt aussahen, wie es das medizinische Personal in geschäftigen Kliniken immer tat. »Halte ich Sie von der Arbeit ab?«

»Nein. Am Ende des Monats ist hier immer Inventur. Alle leisten fleißig ihren Beitrag – und viele von denen sind Studierende«, erklärte Elliot und deutete auf das Hinterzimmer, wo Arlo die

Häschen zuletzt gesehen hatte. »Sie glauben, es würde sich auf ihren Notenschnitt auswirken, wenn sie sich nicht anstrengen«, fügte er mit gesenkter Stimme hinzu. »Sie sind so niedlich.«

»Das ist echt fies, Mann«, kommentierte Arlo, musste aber trotzdem grinsen.

Elliot wirkte ungerührt, während er mit einer Hand in Richtung Untersuchungstisch wedelte. Im Gegensatz zu dem Metallkäfig von vor einigen Tagen sah der hier aus wie eine dieser Trageboxen aus Plastik, in denen man kleine Hunde im Flugzeug transportieren konnte. Nur hatte diese hier eine Glastür und eine digitale Anzeige obendrauf, die vermutlich die Sauerstoffsättigung und die Temperatur überwachte.

Drinne entdeckte er die Häschen, zusammengerollt in einem Nest aus zerrissenen Handtüchern, wie es aussah. Sie waren ein Stück gewachsen und ihr Fell dunkelte etwas nach – wodurch sie so ganz anders aussahen als ihre schneeweiße Mutter, auf die er ja nur einen flüchtigen Blick erhascht hatte.

»Sie haben sich gut erholt«, sagte Elliot sanft. Als Arlo sich zu ihm umdrehte, hielt der Tierarzt zwei winzige Fläschchen mit Mini-Saugaufsätzen an einem Ende in den Händen. »Sie lassen sich schon für feste Nahrung begeistern, was ein gutes Zeichen ist. Aber sie lieben es auch, wenn die Mädchen herkommen und sie füttern.«

Arlo fiel auf, dass seine Finger leicht zitterten, als er nach einem der Fläschchen griff, und atmete dagegen an, als Elliot es ihm reichte. Das andere stellte er auf den Tisch, öffnete den Verschluss an der Glastür und zog sie behutsam auf. Die Häschen protestierten leise, als Elliot sie herausholte, und Arlo holte tief Luft und hielt den Atem an, als eines der kleinen Wesen in seine Hand gelegt wurde.

Es war so winzig, dass es nicht mal von seiner Handfläche bis zum ersten Fingerglied reichte, und es schaute sich mit trüben Augen im Zimmer um. »Kann es mich sehen?«

»Ja«, antwortete Elliot. »Seine Sehkraft wird noch um einiges besser werden, aber er kann Sie sehen.«

Arlo schaute zu Elliot hinüber, der das andere Häschen hielt und es drängte zu trinken, was es auch hungrig tat. Es war einfach, Elliots Vorgehensweise nachzumachen, und schon bald saugte auch das Hasenbaby in seiner Hand am Fläschchen, als wäre es am Verhungern. »Ich, äh... Ich habe da eine Frage«, sagte er schließlich und kratzte verzweifelt allen Mut zusammen.

Elliot gab ein leises Geräusch von sich – irgendetwas zwischen einem Brummen und einem Seufzen, aber diesmal schaute Arlo nicht auf. »Ich habe mir schon gedacht, dass mehr hinter Ihrem Besuch steckt.«

»Die Mädchen haben erzählt, Sie hätten zu jemandem gesagt, dass Sie sie in der Wildnis freilassen wollen, und ich... Ich will nicht... Sie werden da draußen sterben«, sagte er hastig. Er versuchte, seinen Frust im Zaum zu halten, doch das erwies sich als unmöglich. »Ihre Mom wurde gerissen und dann gefressen. Sie haben gesagt, sie wären Haustiere, und jetzt wollen Sie sie einfach aussetzen, damit sie...«

»Arlo.« Elliots Tonfall war bestimmt, aber wohlwollend. »Auf gar keinen Fall sind das hier wilde Hasen und ich werde sie ganz bestimmt nicht in der Wildnis aussetzen.«

Diesmal blickte Arlo auf. Er fühlte sich ein wenig panisch, aber er wollte dem anderen Mann unbedingt glauben. »Werden Sie nicht?«

Elliot schüttelte den Kopf. »Nein. Das würde nicht nur gegen meine eigenen Prinzipien verstoßen, sondern ich könnte dafür auch richtig Ärger kriegen. Sie sind in Colorado nicht heimisch – und so entwickeln sich invasive Arten. Ehrlich, ich kann Ihnen nicht sagen, was die Mädchen da gehört haben, weil ich heute echt viel geredet habe – hier war die Hölle los. Aber ich kann Ihnen versichern, dass sie nirgendwohin gehen außer in ein gutes neues Zuhause.«

»Zu mir«, platzte Arlo heraus. Seine Wangen wurden heiß und er senkte den Blick. »Ich meine, ich würde sie gerne haben. Ich möchte sie aufnehmen. Ich weiß, dass ihre Mom vor meiner Tür getötet wurde, aber um das Problem kümmere ich mich. Ich meine, das muss ich auch, oder? Für die Hunde?«

Als er wieder aufsaß, musterte Elliot ihn eindringlich und er wand sich unter seinem intensiven Blick. Er hatte irgendetwas an sich, etwas, das Arlo magisch anzog, das ihn Dinge fühlen ließ, die ihm völlig fremd waren. Es kam ihm so vor, als wäre er wieder vierzehn und würde versuchen dahinterzukommen, warum die Welt einfach keinen Sinn ergab – warum er nicht wie alle anderen war. In seinem Alter, nach all den Jahren, hatte er eigentlich geglaubt, das hinter sich zu haben. Doch Elliot Bethel bewies ihm das Gegenteil.

»Ich kann dabei helfen«, sagte Elliot schließlich. »Ihre Unterbringung vorzubereiten, meine ich. Sie werden einen Stall bauen und wahrscheinlich einen besseren Zaun aufstellen müssen, damit nichts aufs Grundstück gelangt. Im Winter können Sie sie im Haus halten, aber wenn Sie einen Bereich abgesichert haben – zum Beispiel eine Art Wintergarten, aus dem sie sich nicht rausgraben können...«

»Das kann ich machen. Ich werde eine Lösung finden«, versprach Arlo.

Lächelnd streichelte Elliot mit einem Finger über das Häschen, das in seiner Hand zusammengerollt eingeschlafen war. »Es wird noch eine Weile dauern, bis ich sie entlassen kann. Machen Sie sich keinen Stress. Und ich wollte ja sowieso noch mit Ihnen über den Plan mit den Hunden reden.«

Arlo nickte. »Ja. Das hab ich nicht vergessen. Ich hatte in letzter Zeit nur viel um die Ohren.« Es war eine erbärmliche Entschuldigung für seine Gründe, warum er Elliots Textnachrichten gescheut hatte, aber die Vorstellung, mit dem anderen Mann Zeit zu verbringen, machte ihn nervös, und das war neu. Und ein bisschen beängstigend.

»Das verstehe ich. Und ich werde mich nicht in Ihre Angelegenheiten einmischen. Ich hätte da bloß einen Kontakt, der vielleicht bei der Suche nach einer Hündin helfen kann, mit der Sie anfangen können.«

Arlo blinzelte, bevor ihm aufging, dass Elliot von der Zucht sprach. »Gut«, hauchte er.

»Und ich komme an jede Menge Hunde. Meist kommen die Leute zu mir, statt sich an den Tierschutz oder andere Tierrettungsdienste zu wenden, weil die immer voll ausgelastet und deren Vorgaben so streng sind. Ich kann natürlich nicht garantieren, dass jeder Welpe aus jedem Wurf sich für das Training eignet, aber...«

»Nein«, unterbrach Arlo ihn und verdrehte dann über sich selbst die Augen. »Ich meine, ja. Ich meine, ich weiß. Mir ist klar, dass das unkonventionell ist, aber ich glaube, dass ich es schaffen kann.«

»Das glaube ich auch«, sagte Elliot und sein Tonfall verriet, dass er es ernst meinte. »Lassen Sie mich ein paar Anrufe machen und vielleicht kann ich ja mal mit ihm zusammen bei Ihnen vorbeischauen – hören, was er von der Idee hält?«

»Oh. Ja, klar.« Arlo stellte fest, dass Elliot das Häschen in das kleine Nest zurückgesetzt hatte, und gab sein eigenes widerwillig her. Er beobachtete, wie Elliot es unter der Wärmelampe platzierte und dann die Tür schloss. Loszulassen schmerzte ein bisschen, aber dann fiel ihm ein, dass Elliot ihm zugesagt hatte. Die Häschen gehörten ihm – oder würden es, sobald er in die Gänge gekommen war. »Also, dieser Kontakt...«

»Er ist ein Freund. Sozusagen.« Arlo hätte schwören können, dass sich eine leichte Röte über Elliots Wangenknochen zog. »Er heißt River. Er ist ein echt netter Kerl und hat so was schon gemacht. Er hat eine ganze Zeit lang Signalthunde aufgezogen.«

Arlo blinzelte ihn an. »Signal...hunde?«

»Hunde für Gehörlose«, erklärte Elliot. Er schob sich an Arlo vorbei und trat ans Waschbecken, um sich die Hände zu waschen. »Sie sind darauf trainiert, Menschen auf die Türklingel oder den Feueralarm oder so was hinzuweisen.« Er zuckte mit den Schultern und wirkte etwas unsicher, sodass Arlo sich seiner erbarmte.

»Ich würde ihn gerne kennenlernen.«

Elliots Lächeln wurde weicher und er entspannte sich auf eine Weise, die Arlo gut kannte. »Super. Ich schreib ihm und arrangiere ein Treffen. Ich denke, Sie werden ihn mögen. Wenn Sie mir jetzt bitte folgen würden, dann können wir uns schon mal um den Papierkram kümmern.«

Arlo blinzelte verwirrt und trat einen Schritt zurück. »Für die... Hunde? Hören Sie, Mann, ich freue mich sehr, dass Sie mich mit Leuten in Kontakt bringen wollen, aber ich bin nicht mal ansatzweise bereit, um...«

Er verstummte, als Elliots weiche, warme Finger sein Handgelenk streiften. »Für die Häschen. Es ist besser, wenn wir die Adoptionspapiere gleich in Angriff nehmen. Ich höre mich zwar um, ob irgendetwas einen Hasen verloren hat, aber ich bin mir ziemlich sicher, dass der Besitzer die Häsin sofort ausgesetzt hat, als sie trächtig wurde.«

Wieder machte sich Wut in Arlo breit und er ballte die Hände zu Fäusten. »Warum? Wie kommt man dazu, einfach so sein Haustier wegzuzwerfen?«

»Weil Menschen Riesenarschlöcher sind«, ertönte eine Stimme von der Tür. Der Mann, der dort stand, wirkte erstaunlich jung, hatte blasse Haut, große unschuldige Augen und glatte Haare. Auch er trug die obligatorische OP-Kleidung, doch bei ihm zeigten sich Dreckflecken in Form von Pfotenabdrücken auf seinen Oberschenkeln. »So haben Elliot und ich uns kennengelernt.«

Arlo zog die Augenbrauen weit nach oben. »Über Häschen?«

»Streunende Hunde«, korrigierte Elliot und verdrehte die Augen. Er lehnte sich an die Arbeitsplatte, verschränkte die Arme und bedachte den Neuankömmling mit wohlwollendem Blick. »Colton hat eine Zeit lang im *Ted House* gewohnt und sie haben ihm ständig gedroht ihn rauszuwerfen, weil er im Keller Hunde gehortet hat.«

»Okay, zunächst einmal habe ich nie Hunde gehortet«, verteidigte sich Colton und während sein Tonfall lässig klang, waren seine Kiefermuskeln ein wenig angespannt.

Arlo räusperte sich. »Ich muss sagen, Mann, dass ich mir kaum vorstellen kann, wie Sage oder Derek jemanden wegen eines Streuners rausschmeißen.« Als Colton ihn skeptisch musterte, hob Arlo die Hände. »Ich arbeite da. Ich kümmere mich um Hausmeisterarbeiten und kleinere Reparaturen.«

Daraufhin entspannte sich Colton. »Oh, das ist ja klasse! Ich schaue häufig dort vorbei, aber ich glaube, dich habe ich noch nicht gesehen.« Er durchquerte das Zimmer und streckte ohne zu zögern die Hand aus. Arlo war überrascht, ergriff sie aber sofort. »Und um ehrlich zu sein, war da noch mehr als die Sache mit den Hunden. Ich hatte... eine Menge Probleme. Aber ich glaube auch nicht, dass sie mich vor die Tür gesetzt hätten.«

Arlo konnte nicht hundertprozentig sagen, was Sage tun würde, wenn einer der Jugendlichen den Bogen vollends überspannte, aber es wollte ihm einfach nicht in den Kopf, dass der tätowierte Mann irgendjemanden aufgeben würde. »Nicht dafür«, stimmte er leise zu.

Colton taxierte ihn lange, bevor seine Lippen sich zu einem Grinsen verzogen. »Ich wette, sie lieben dich da.« Es entstand eine kurze Pause, dann räusperte er sich und wandte sich an Elliot. »Brauchst du noch irgendwas von mir? Marcel möchte, dass ich im Studio vorbeischaue. Hey, machst du Yoga?«

Arlo bekam beinahe ein verbales Schleudertrauma von der Flut an Wörtern, die Colton in kürzester Zeit über die Lippen kam, während er ständig das Thema wechselte. Elliot schien das nicht zu irritieren, also zuckte Arlo nur mit den Schultern. »Ähm. Nein. Ich bezweifle irgendwie, dass ich«, er wedelte mit einer Hand an seinem massigen, unbiegsamen Körper auf und ab, »mich gut in einem Yogakurs machen würde.«

Colton lachte. »Glaub mir, Marcel ist gut in seinem Job. Er passt die Übungen für viele Leute an und verurteilt niemanden.«

»Wenn jemand, der so aussieht wie ich, durch die Tür kommt«, setzte Arlo an, doch Colton unterbrach ihn mit einem Glucksen.

»Er ist blind, Kumpel. Also, keine Ausreden. Aber ist auch nicht schlimm, wenn es nicht dein Ding ist. Allerdings gibt es einen Rabatt für Freunde und Familie. Elliot, gibt's noch was?«

Elliot stieß ein leises Lachen aus und schüttelte den Kopf. »Wir kommen ohne dich klar. Sag ihm Hi von mir und dass wir uns am Samstag im Park sehen.«

»Mach ich. Schön, dich kennengelernt zu haben, Mann.« Colton winkte knapp, machte dann auf dem Absatz kehrt, eilte hinaus und ließ die Tür hinter sich ins Schloss fallen.

»Er ist ein Wirbelwind, aber man gewöhnt sich dran«, erklärte Elliot.

»Ist es das wert?«, fragte Arlo.

Elliot zog eine Augenbraue nach oben. »Hmm?«

»Sich dran zu gewöhnen«, führte er aus.

Elliot's Lächeln wurde breiter. »Ja. Hier ist es das immer wert.« Er beugte sich vor, um noch einen Blick auf die Häschen zu werfen, und als er sich aufrichtete, lag ein so zärtlicher Ausdruck auf seinen Zügen, dass Arlos Herz hämmerte. Ein warmes Gefühl strömte durch seinen ganzen Körper. Er verspürte den unerklärlichen Drang, etwas zu tun – irgendetwas –, damit Elliot ihn weiter ansah und ihn mit seinen weichen Händen berührte.

Ich muss mich dringend mal wieder flachlegen lassen, ermahnte er sich gereizt.

»Ich habe heute Nachmittag noch ein paar Termine, also kümmern wir uns am besten jetzt um den Papierkram. Danach melde ich mich bei Ihnen, sobald ich eine Rückmeldung von River habe. Klingt das gut?«, fragte Elliot.

Arlo räusperte sich und nickte dann. »Ja, Mann. Das klingt großartig.«

Lest weiter in...

Vertrauen in seinem Blick

Roman von E.M. Lindsey

Dezember 2023

www.cursed-verlag.de